Georg Schmidt

Die Geschichte der ersten Hottentottenmission 1737—44

Nach den Quellen dargestellt von

P. **Karl Müller**

SCHMIDT

1923

Verlag der Missionsbuchhandlung, Herrnhut

Georg Schmidt

Die Geschichte der ersten Hottentottenmission 1737—44

Nach den Quellen dargestellt von

P. Karl Müller

1923

Verlag der Missionsbuchhandlung, Herrnhut

AFRICANA

MERENSKY-BIBLIOTEEK
UNIVERSITEIT VAN PRETORIA.
Klasnommer ZPA254.23
Registernommer 66252
MULLER

Druck von Gustav Winter, Herrnhut i. Sa.

Vorwort

H. G. Schneider verspricht in seiner Geschichte Gnadenthals, die auf wenig Seiten zugleich die immer noch beste Schilderung der ersten Hottentottenmission bietet, ein Lebensbild Georg Schmidts. Er hat es uns nicht mehr geschrieben. So soll auf diesen Blättern versucht werden, auf Grund des reichen Quellenmaterials, das vor allem das Unitäts-Archiv in Herrnhut und das Gemein-Archiv in Niesky enthalten, eine Darstellung des ersten Missionsversuchs unter den Hottentotten zu geben. Da diese Arbeit aber mit der Person Georg Schmidts unlösbar verknüpft ist, können wir derselben nicht wirklich gerecht werden, ohne die Schilderung der Arbeit zu einem Lebensbild des Mannes, der sie tat, auszugestalten. Mit Absicht beschränke ich mich im wesentlichen darauf, lediglich den Gang der Ereignisse an Hand der Quellen darzustellen, so sehr der Stoff auch oft zur Erörterung prinzipieller Fragen verlockt. Diese sollen im größeren Rahmen der gesamten Geschichte der Brüdermission jener Epoche später einmal zur Darstellung kommen.

Soweit der Standort der abgedruckten Quellen in den Anmerkungen nicht angegeben ist, befinden sich dieselben im Unitäts-Archiv in Herrnhut unter der Rubrik R 15 Ma 1—4. Das Literaturverzeichnis am Schluß macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, doch glaube ich, das Wesentliche und Wertvolle über unsern

Gegenstand dort zusammengetragen zu haben. Der Leser wird sich selbst davon überzeugen können, daß ich in besondrer Weise D. Julius Richter: Geschichte der evangelischen Mission in Afrika und Du Plessis: A History of Christian Missions in South Africa wertvolle Anregungen verdanke.

Einen besonderen Dank schulde ich endlich noch Herrn Missionar Lemmerz in Niesky, der mir beim Entziffern und Übersetzen kapholländischer Texte freundliche Hilfe geleistet und auch sonst durch manchen wertvollen Rat auf Grund eigner langjähriger Kenntnis der Verhältnisse meine Arbeit gefördert hat.

Während ich diese Zeilen schreibe, rüstet sich die Christenheit, wieder einmal Karfreitag und Ostern zu feiern. Auch Georg Schmidts Weg ist eine via dolorosa in gehorsamer Nachfolge und in der Kraft des gekreuzigten Heilandes. Aber auch über Georg Schmidts Leben, das unsern blinden Augen wohl als sinnloses Stückwerk erscheint, leuchtet, dem Auge des Glaubens sichtbar, die helle Ostersonne.

Niesky, in der Karwoche 1923

Karl Müller

Inhalt

Seite

I. Die Vorgeschichte . . . . . .

1. Der Lebensweg Georg Schmidts bis 1736 . 7
2. Die Verhältnisse am Kap 20
3. Die Verhandlungen in Holland 24

II. Das Werk der Hottentottenmission 1737-44

1. Die Überfahrt 36
2. Der Beginn der Arbeit bis 1739 41
3. Der Pastoralbrief 50
4. Der Fortgang der Arbeit bis zur ersten Taufe 1742 53
5. Die heimische Missionsgemeine 72
6. Die ersten Taufen 80
7. Konflikt und Abbruch der Arbeit 91

III. Der Ausgang . . . . . .

1. Vergebliche Versuche zur Fortsetzung der Arbeit 106
2. Der Lebensausgang Georg Schmidts . . . 114

Anmerkungen 121

Literatur 128

I. Die Vorgeschichte

1. Der Lebensweg Georg Schmidts bis 1736

Die Geschichte Georg Schmidts führt uns wie die so manches jener ersten Zeugen ins Kuhländel, das sich, vom Oberlauf der Oder durchströmt, unweit der preußisch-schlesischen Grenze am Fuß der mährischen Karpathen hinzieht. Hier liegt das Städtchen Fulneck, einst mit den umliegenden Dörfern Zauchtenthal, Senftleben, Kunewalde das Kirchspiel des letzten Brüderbischofs Amos Komenius. Von hier sind einst die ersten Brüder ausgewandert, von Christian David, „der exulierenden Mähren ihrem Moses", nach Berthelsdorf gewiesen, um dann durch Gottes Fügung in Herrnhut eine bleibende Stätte zu finden. Hier in Kunewalde stand auch das Elternhaus Georg Schmidts. Er ist am 30. September 1709 geboren und hat dann in jungen Jahren in seinem Heimatdorf das Fleischerhandwerk erlernt. 1723 kam Christian David nach Zauchtenthal, um seinen Landsleuten von den großen Dingen zu erzählen, die Gott in Herrnhut getan hatte. Damals sind auch Kunewalder Bauern nach Zauchtenthal hinübergewandert, und einer von ihnen, der leicht-

lebige Melchior Nitschmann[1]) kehrte als ein von Grund aus andrer nach Haus zurück. Das gab manches Erstaunen in dem stillen Dorf. Das Licht des Evangeliums begann zu strahlen und zog einen um den andern in seinen Bannkreis. Doch all das geht zunächst spurlos an Georg Schmidt vorüber. Erst das Jahr 1725 bringt ihm die große Stunde. Johann Böhme, ein Leinweber seines Dorfes, wird ihm der Lichtträger, der den zündenden Funken in sein Herz sendet. Wie es im einzelnen geschah, wissen wir nicht. Nur daß es geschah, und zwar mit elementarer Gewalt. Georg Schmidt hat den Tag seiner Bekehrung, den 29. Oktober 1727, nie wieder vergessen.

Damit hat auch ihn die allgemeine Unruhe gepackt, um ihn nicht wieder loszulassen. Am 12. Februar 1726 kehrt er der katholischen Heimat den Rücken, um in der Fremde eine neue Heimat zu suchen, da er ungestört seinem evangelischen Glauben leben kann. In den ersten Märztagen kommt er nach Herrnhut. Hier beginnen die Ströme gottgewirkten Lebens nach Zeiten der Ebbe und des Siechtums soeben mit neuer Kraft zu fließen. Am 22. Juli 1727 sehen wir Georg Schmidt sich mit andern zu einem Bund zusammenschließen, um sich öfters zu gemeinsamer Stärkung und Erbauung auf dem Hutberg zu versammeln, und wenige Wochen darauf feiert er das denkwürdige Abendmahl des 13. August mit. Doch es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein. Das Licht, das Gott am Hutberg angezündet hat, leuchtet ins Land, und der Graf Zinzendorf sendet seine Boten aus, um den andern von dem zu künden, was man in Herrnhut erlebt hat. Am Anfang des nächsten Jahres zieht Georg Schmidt mit Friedrich Böhnisch und Melchior Zeisberger nach Zittau, um dort den Erweckten Ver-

sammlungen zu halten. Ein kühnes Wagnis in damaliger Zeit, dessen gefährliche Folgen denn auch nicht ausbleiben. Die streng verbotenen Konventikel werden entdeckt, und am 2. Februar wandern die drei ins Gefängnis. Man scheint sie freilich nicht lange festgehalten zu haben, am 12. Februar ist Georg Schmidt wieder in Herrnhut. An diesem Tage ziehen 26 ledige Brüder zu gemeinsamer Haushaltung in einen Flügel des Waisenhauses zusammen, und Georg Schmidt wird ihr Koch. Freilich nur für kurze Zeit. An einem jener Hutbergabende hat er sich mit Melchior Nitschmann verbunden, noch einmal auf Botschaft auszuziehen. Sie wollen die Erweckten im Salzburgischen besuchen und ihren Weg über die alte Heimat nehmen. Als sie mit ihrem Plan herauskommen, finden sie lebhaften Widerstand. Die Geschwister und Zinzendorf insbesondere wollen nichts davon wissen. Die Kränklichkeit Melchior Nitschmanns scheint deutlich genug dagegen zu sprechen. Endlich mögen auch politische Rücksichten Zinzendorf bedenklich machen. Wiederholt hatte man ihm schuld gegeben, er locke die Evangelischen aus Mähren; nun mußte eine solche Reise neuen Anlaß zu derartigen Beschuldigungen geben. Doch die beiden sind ihres Rufes gewiß. Und als Melchior Nitschmann in ihrer beider Namen diese Gewißheit des Rufes in einem ausführlichen Brief an die Gemeine[2]) begründet, da macht man keine weiteren Einwendungen und läßt sie in Gottes Namen ziehen. Am 27. April brechen sie auf, und schon am 22. Mai trifft die Trauerbotschaft in Herrnhut ein, daß sie wegen heimlicher Versammlungen in Schildberg aufgegriffen und ins Gefängnis geworfen worden seien. Wohl verwendet sich Zinzendorf unermüdlich beim Fürsten von Lichtenstein und andern Instanzen

für seine „Domestiquen", immer wieder ihre Unschuld betonend, aber alle Bemühungen bleiben erfolglos. Im Februar 1729 stirbt Melchior Nitschmann im Gefängnis, während Georg Schmidt endlich am 13. Juli 1734 aus der Haft entlassen wird. Am 22. Juli trifft er in Herrnhut ein. Später gibt er folgenden Bericht über seine sechsjährige Gefangenschaft:[3])

„Im Frühjahr 1728 wurde ich und der selige Melchior Nitschmann in unserm Herzen angeregt, die Erweckten in Böhmen und insonderheit einige Anverwandte von Brüdern in Herrnhut zu besuchen. Wir meldeten unsern Trieb den Geschwistern, die uns aber nicht gern wollten gehen lassen. Doch wurde es nach damaliger Weise dem Herrn von der Gemeine im Gebet empfohlen, daß Er, wenn es Sein Wille nicht sei, unsern Trieb und Freudigkeit wegnehmen oder aber nach Seinem Willen stärken möchte. Es blieb uns aber im Herzen beständig so, daß wir gehen sollten, und wir gingen am 26. April von Herrnhut aus. Die Frau Gräfin, bei der ich als Hausknecht ohne Lohn diente, gab mir zwei Gulden und dem Bruder Melchior etwa auch so viel auf die Reise. Damit und einem Hemde im Schnupftuch gingen wir, und der selige Jünger sang uns beim Hinausgehen von der Gallerie des Herrschaftshauses einige Verse nach. . . Wir gedachten bis nach Österreich zu kommen und erwarteten uns vom Papsttum nichts anderes als Gefängnis, Bande und Tod. Wir gingen über Leiba, Hirschberg in Schlesien nach Schenkowitz in Böhmen an der mährischen Grenze, wo wir den Bekannten Sonntag besuchten. Der brachte uns über die mährische Grenze zum Franz Wander, dessen Sohn und Mutter auch herausgekommen. Bei dem hielten wir eine Versammlung von erweckten

Leuten. In dieselbe kam auch ein ganz Fremder, der es hernach dem katholischen Kapellan verraten hat. Doch gingen wir von da weiter nach Karlsdorf, wo die Demuthin, die Mutter der nachmaligen Schwester Lawatschin, mit dieser und noch einer Tochter wohnte. Diese bat uns, ihre Tochter in Friese, welche einen katholischen Mann hatte, zu besuchen, und ihre zwei Töchter begleiteten uns dahin. Der katholische Mann ließ sich auch zureden, und wir hielten abends eine Versammlung in seinem Hause, dazu auch der sel. Brettschneider gekommen war. In der Nacht hier in Friese kam der Kapellan mit einem großen Haufen Volks, umringten das Haus, drangen hinein mit großer Furcht, wir möchten uns wehren, und nahmen uns gefangen. Auf dem Tische lag Melchiors kleine Hallische Bibel. Die nahm der Kapellan und sagte, nun sähe er doch in seinem Leben zum erstenmal das Buch. Er fragte mich, ob ich auch ketzerische Bücher habe. Ich sagte, ich hätte das Neue Testament in meiner Tasche und das wollte ich ihm geben und gab's. Darauf legten sie uns Stricke um und führten mich, Melchior Nitschmann, Brettschneider, jeden allein, in ein Wirtshaus. Mich und Melchior schlossen sie dann in eiserne Ketten und Schienen und führten uns zusammen nach Eisenberg. Da wurden wir von zwei Dechanten verhört, woher wir gebürtig, wie lange wir in Sachsen gewesen, wo wir hin wollten usw., und wurden nach Schildberg geführt und von einander gesetzt in Gefängnisse, ich in eine besondere Stube, wo ich alle Nacht im Stock eingeschlossen wurde, und Melchior in des Gerichtsdieners Stube. Wir konnten nicht miteinander reden, aber doch, wenn wir Verse sangen, einander hören, und sangen so gegeneinander. Es war eben der neue Gruß aufgekommen: „Gelobt

sei Jesus Christ!", und da fragte mich ein Geistlicher, was ich dazu dächte. Ich sagte, er wär schön, wenn man ihn mit Wahrheit sagen könnte. Er antwortete aber: „Du tummer T—l, wer sollte das nicht mit Wahrheit sagen können." In dem Gefängnis besuchte uns oft ein Jesuit, der mit uns disputierte und seine Seele zum Pfande setzen wollte, daß er Recht hätte. Wir beriefen uns aber immer auf die Bibel. Anfänglich hörten viel Leute zu; und da der Jesuit sah, daß er nichts ausrichtete, mußten die Leute allemal weggehen, wenn er kam. Da er aber nicht weiter kam, wurde er müde und böse und blieb weg.

Wir saßen so ein halbes Jahr bis gegen Weihnachten. Der Stadtrichter hatte für mich, da es kalt wurde, Holz fahren lassen, der Diener aber verbrannte das Holz vor sich vorher, und ich litt große Kälte. Ich flocht mir von Stroh etwas zusammen, meine Füße im Stock in der Nacht zu bedecken; es wollte aber auch nichts mehr helfen. Da wandte ich mich zum Heiland, und der machte, daß ich wenig mehr fühlte. Doch haben meine Füße so gelitten, daß ich noch jetzt alle Winter es fühle. Da ich nun halb erfroren war, wollte mir kein Essen mehr schmecken. Die Leute dachten, ich wollte mich durch Hunger selbst ums Leben bringen, und taten mich in ein finsteres, aber wärmeres Gefängnis, wohin sie auch den oben genannten Franz Wander zu mir gefangen brachten. Dieser wurde krank und bat mich, daß ich's nicht verraten möchte, damit nicht die Geistlichen zu ihm kämen. Ich wachte viel bei ihm, und er verschied in meinen Armen, und ich meldete es. Da brachten sie nach vier Tagen den Melchior N. aus des Dieners Stube, welcher auch krank geworden, zu mir in das finstere Gewölbe, nachdem sie ihm seine Eisen und Fesseln abgenommen hatten. Ich

wachte auch bei ihm, so schwach ich auch war. Ich fragte ihn einmal nach vier Tagen in der Nacht, wie ihm wäre. Er sagte: „Ich habe den Heiland gefaßt. Er läßt mich nicht und ich Ihn auch nicht.“ Und bald darauf verschied er. Sie holten darauf Ordre aus dem Konsistorio ein, wo sie die zwei Leichen begraben sollten, und kriegten Befehl, sie haußen vor der Stadt bei einem Kreuze zu begraben. Ich gab noch etwas Geld dazu, daß ihnen Särge gemacht wurden, und so wurden sie begraben.

Hierauf saß ich etwa noch ein Vierteljahr. Da kam der Stadtrichter zu mir ins Gefängnis und sagte, ich sollte mit ihm gehen in meinen Ketten. Auf der Gasse umgaben mich noch Leute mit Lanzen und Spießen und führten mich zum Pfarrer. Da waren noch mehr Dechanten und Kapellane, die mich fragten, ob ich mich nun besonnen hätte. Ich sagte ja. Sie fielen mir aber in die Rede und sagten, nach meinem verstockten Sinn würde es wohl geschehen sein; sie hätten indes meine Sache an Se. Päpstliche Heiligkeit berichtet, und ich sollte nun hören, was von päpstlicher Heiligkeit vor eine Antwort gekommen. Sie lasen mir darauf vor, daß, weil ich vom Glauben abgefallen, mich nach Sachsen gewendet und seit drei Jahren (sollte drei Wochen heißen) in Böhmen gepredigt usw. und mich nicht hätte zum rechten Glauben bequemen und bringen lassen usw., so solle ich in Bann getan sein und niemand solle mit mir weiter reden usw. Ich wurde darauf wieder ins Gefängnis gebracht und saß noch zwei Jahr, und niemand als der Stadtrichter und Diener durften mit mir reden. Der Stadtrichter sagte mir einmal, es scheine, als ob ich mir aus dem Bann auch nicht viel mache. Ich antwortete, der Heiland bleibe bei mir und sei mein Trost, und der habe gesagt: sie

werden euch in den Bann tun usw. Nach einer Zeit kam der Stadtrichter wieder und sagte, er habe gedacht, ich würde längst einmal davon gelaufen sein. Ich aber antwortete: „Ich gehe gewiß nicht heraus, bis man mich herausführt." Es war indes an das weltliche Gericht in Prag die Sache verschickt worden und das Urteil eingelaufen, daß ich auf drei Jahre auf dem Spielberg in Prag (an Schanzen usw.) arbeiten sollte. Nachdem ich nun drei Jahre gesessen, wurde ich, geschlossen mit Eisen, von einer Wache dahin gebracht und arbeitete da in Schanzen und Abtritte ausräumen und dergleichen bei einem kleinen Brote, das ich täglich kriegte und mich kaum sättigen konnte, weil damals just eine Teuerung war. In dem letzten Jahre meines Dienstes kam ich zur Bedienung eines Unteroffiziers in dessen Küche. Dem sagte ich, da das Jahr bald um war: „Herr Vater (so nannte ich ihn), meine Zeit ist nun bald um." Er sagte: „Ja, Jörge. Die Herren in Schildberg werden wohl nicht erst deinethalben schreiben (wie sonst geschehen sollte), aber ich will dich nicht länger halten." Er ließ mir auch die Eisen abnehmen. Ich bekam einen Passierzettel vom Fourier und ging von Prag über Olmütz wieder nach Herrnhut."

Nachrichten, die während dieser Jahre nach Herrnhut kommen, loben die Fassung und Erhebung, mit der Georg Schmidt sein Martyrium trägt, und berichten auch von dem tiefen Eindruck, den diese Haltung der beiden evangelischen Glaubenszeugen auf die katholische Geistlichkeit macht. Von dem Streitermut Georg Schmidts zeugen noch heute drei Lieder, die er „umb den Monat Oktoberis 1728" im Kerker zu Schildberg niederschrieb. Bei manchen Mängeln formaler Art sind sie in ihrer dichterischen Kraft und religiösen Glut

ein lebendiges Zeugnis für den Geist, der den Mann dort im Kerker beseelte. Eins der Lieder sei hier mitgeteilt.*)

Ihr Quaderstück, ihr Marmelstein,
ach helfet mir doch trauern;
der euch erschaffen, wird durch Pein
jetzt gleich wie Wachs zerlassen.
Ihr Stern, verdunkelt euern Schein,
denn euer Schöpfer leidet;
durch den ihr pfleget schön zu sein,
hängt an dem Kreuz verdecket.

Ihr Töchter Zion, geht heraus
und euern König schauet,
ihm ist in eurer Mutter Haus
ein solche Kron vertrauet.
Sein Haupt ist voll von rotem Tau,
daran viel Tropfen hangen;
ach Zion, auf die Dornen schau,
du willt in Rosen prangen?

Ist dieses nicht, ist dieses nicht
ein Mann so voller Schmerzen?
Ach seht, wie ist er zugericht,
ach klopfet an die Herzen
und fanget auf den edlen Saft,
sein Trauben wird gepresset,
ach holet euch hier Stärk und Kraft,
sein Mark ein jeder lässet.

Seht an, die ihr vorübergeht,
ob jemand sei zu finden,
der gleiche Pein und Not ausstehet
und zwar um fremde Sünden.

Die Kelter tritt er ganz allein,
und niemand auf der Erden
will etwa sein Gehilfe sein,
will sein Geselle werden.

Wie bist du denn, so'n edler Held,
nicht wie zuvor entgangen?
Der Feind dich jetzt in Ketten hält,
du wirst von ihm gefangen,
du bist ein Schauspiel vorgestellt,
doch du den Sieg heimträgest,
im Leben hast du nie gefehlt,
weil du im Sterben schlägest.

Doch ein Schatten liegt noch auf des Märtyrers Heimkehr. Sie ist doch wohl nicht ganz so harmlos gewesen, wie es nach seinem Bericht klingt. Der „Passierzettel vom Fourier" war nicht der einzige Schein, der ihm die Freiheit verschaffte. David Nitschmann III schreibt in seinem Tagebuch: „Georg Schmidt kam aus dem Gefängnis von Kremsier in Herrnhut an mit einem Schein von dem Kommandanten auf dem Spielberg, Grafen Sinzendorf, daß er katholisch geworden sei." Auch eine ironische Bemerkung Martins aus dem Jahre 1736 deutet darauf hin. Er berichtet von seinem Aufenthalt in Curacao, daß er dort papistische Neger gefunden habe, bei denen ein katholischer Bruder wie Schmidt wohl Eingang finden würde. Diese Andeutungen dürfen wir freilich kaum dahin verstehen, daß Schmidt förmlich seinem Glauben abgesagt habe. Man wird vielmehr, wie man es in solchen Fällen gern tat, dem standhaften Zeugen schließlich jene verhängnisvolle Bescheinigung einfach aufgedrängt haben, um ihn auf gute Art ab-

schieben zu können. Aber daß er sie sich aufdrängen ließ, ist allerdings der dunkle Fleck auf seinem Ehrenschild. Da ist es nun anmerklich, wie weitherzig und großzügig Zinzendorf diese peinliche Angelegenheit zu behandeln versteht. Das zeigt ein Brief an Schmidt aus dem Jahr 1735:

Mein lieber Br. Schmidt.[5])

Meine Erkenntnis weißt du. Entweder du mußt öffentliche Abbitte vor die ganze Gemeine tun, daß du einen Rückfall getan hast, oder du mußt dabei bleiben, so daß du durch eine von dem Herrn zugelassene Phantasie bist katholisch worden und noch dabei beharrest. Auf diesen letzten Fall kannst du unser Bruder bleiben und außer der Kommunion, die wir dir nicht mit der Gemeine gestatten können, unsre ganze Gemeinschaft erfahren, du kannst unter allen andern blinden Brüdern mit passieren und mit Joh. Angelus Silesius im Himmelreich dich niedersetzen. Auf den ersten Fall wollen wir dich wegen der mit untergekommenen Schwäche des Kopfes mit mehrer Gelindigkeit tractieren, als wir es andern tun würden; und du sollst in der Gemeine zu Ebersdorf gezüchtiget und absolvieret, darnach aber dem Br. Berwick, der dich mit Schmerzen verlangt, nach Surinam zu Gehilfen geschickt werden, da du inzwischen bei uns in Herrnhut sein und dich auf dieses Geschäft praeparieren kannst. Mit deiner Reise ins Katholische, soweit du mir solche berichtet hast, bin ich nicht sonderlich zufrieden. Du hast mit den Leuten geredt, die da sagen: gelobt sei Jesus Christus, und hast ihnen von dem verklärten Haupte und von dem sichern Geleite mit dem Blute des Lammes gar nichts gesaget. Du sprichst: sie haben

keine Bibel, so haben sie desto nötiger, daß man ihnen daraus saget. Sollte es nicht Menschenfurcht sein, daß du von deinem Heilande ganz stille schweigest und seinen Namen nicht nennest. Was denkst du, mein l. Schmidt, wie es einmalen an jenem Tage mit dir aussehen wird, wenn Jesus sich zu den Leuten bekennen will, die sich hier zu ihm bekannt haben. Ich bitte dich herzlich, gehe fein tief und denke nicht, daß es damit genug ist, daß man unter den Separatisten und Inspirierten herumläuft und läßt sich loben, wenn uns Jesus nicht loben kann. Diese deine Einfälle kann ich dir nicht gut heißen, und wenn du nicht willst unter deine Religionsgenossen gehen, so laß das Reisen und Herum-vagieren bleiben. Mich wirst du nicht bereden, daß keine Seele unter ihnen des Friedens wert sei. Ich bin dein treuer Br. Z.

Herrnhut, den 15. Sept. 1735.

Als Schmidt so mit dem peinlichen Schein des Kommandanten und zugleich im Gefühl des Märtyrers heimkehrt, ist sein Empfang, wie sich denken läßt, nicht ganz ungetrübt. Im Herrnhuter Diarium findet sich der Zusatz von Zinzendorfs Hand: „Weil er aber zu frei und groß tat, wurde er hart angelassen und in die Stille gewiesen.“ Daß solche brüderliche Zucht nicht fruchtlos blieb, zeigen die Notizen der nächsten Wochen. So heißt es am 1. August: „Georg Schmidt ist wieder in unser Haus aufgenommen worden. Er ist still gebeugt und hat gleichwohl Streiterart an sich.“ Den 8. September: „Georg Schmidt wandelt als ein Licht unter uns mit einer solchen Gemütsfassung, die man kaum ohne Tränen ansehen kann. Er präpariert in Spanien usw. zu gehen und daselbst Jesu Seelen zu zeugen.“

Tatsächlich finden wir ihn schon bald wieder unterwegs in katholisches Gebiet, um seinen Fehltritt wieder gut zu machen. Zunächst schickt man ihn im Juli 1735 mit einem katholischen Knaben Joseph Heller nach Erfurt, um diesen ins dortige Kloster zu bringen. Da der Knabe aber nicht aufgenommen wird, reist er mit ihm weiter nach Neustadt zu Layritz, der sich nun des Knaben annimmt. Von unterwegs berichtet er über seine wenig erfreulichen Klostereindrücke: er habe wenig redliche Seelen gefunden, die meisten hüllten sich nur äußerlich in einen „Mantel der Heiligkeit". Durchs Vogtland geht die Reise weiter nach Süden. Am 17. September meldet das Herrnhuter Diarium: „Schmidt ist müde von der Reise unter den Katholischen, weil sie keine Bibel haben, unter denen er auch durch seine gesetzlichen Bußpredigten mehr nur geschadet hat, außer dem Singen; ja er schadet sich selbst, da Rock*) und andre ihn so erheben. Er soll wiederkommen und in die Insuln reisen." Am 19. November heißt es freundlicher: „er hat seine Reise bis Italien genommen, da sie besser als anfangs geworden". Am 1. Februar 1736 kehrt dann Georg Schmidt in Begleitung zweier schweizerischer Schwestern über Ebersdorf nach Herrnhut zurück. Wenige Tage später trifft in Herrnhut das Schreiben zweier holländischer Domine ein, die um einen Heidenboten für die Hottentotten Südafrikas bitten. Die Antwort darauf ist die lakonische Notiz im Protokoll des Gemeintags am 11. Februar: „Abs. 3 daß Schmidt Erlaubnis bekommen habe nach Cabo de bona esperanza zu den Hottentotten zu gehen." Schon am 14. Februar hat Schmidt sein Bündel geschnürt und ist auf dem Wege nach Holland. Wie aber kam es zu diesem Ruf, der so plötzlich in Georg

Schmidts Leben eingriff und ihm eine ganz neue Bestimmung gab?

2. Die Verhältnisse am Kap

Um Anlaß und Auswirkung dieses Rufes recht zu begreifen, müssen wir zunächst einen kurzen Blick in die Geschichte der Kap-Kolonie tun. 1498 hatte Vasco da Gama den Seeweg nach Ostindien gefunden. Damit war zum erstenmal das Kap in den Horizont der Europäer gerückt, und in den folgenden Jahrzehnten sehen wir Portugiesen, Engländer und Holländer damit beschäftigt, Stützpunkte an der Küste Afrikas anzulegen. 1600 wird in England, 1602 in Holland eine ostindische Kompanie begründet, deren Handelsflotten nun um das Kap nach Ostindien fahren. 1648 strandet das holländische Schiff „Haarlem" am Kap. Die Schiffbrüchigen retten sich ans Land, bauen sich Hütten und kommen bald in freundschaftlichen Verkehr mit den Eingebornen, Hottentotten und Buschmännern,[1]) von denen sie die notwendigsten Lebensbedürfnisse gegen gerettetes Schiffsgut erhandeln. Als sich ihnen dann Gelegenheit bietet, wieder in die Heimat zurückzukehren, machen zwei der schiffbrüchigen Matrosen, Janssen und Proot, eifrige Propaganda für den Gedanken, eine durch ein Fort geschützte Zwischenstation am Kap anzulegen. Tatsächlich geht die ostindische Kompanie darauf ein und beauftragt 1650 den Schiffsarzt Jan van Ribeek mit der Ausführung. Dabei sind von vornherein materielle und ideelle Gesichtspunkte eng miteinander verknüpft. So enthält schon Artikel 13

der Urkunde der ostindischen Kompagnie die für eine reine Handelsgesellschaft doch etwas verwunderliche Bestimmung, „daß Geistliche und Lehrer an den günstigsten Plätzen angesiedelt werden sollen für die Bedienung der dort wohnenden Leute und für die Förderung der Nicht-Christen und Unterweisung ihrer Kinder, damit der Name Christi ausgebreitet und die Interessen der Kompanie gefördert werden".[2]) Diese eigentümliche Verquickung widerstreitender Gesichtspunkte ist durch die Geschichte bedingt. Der Abschluß des Religionskrieges mit Spanien 1648 hat Staat und Kirche in den Niederlanden eng miteinander verknüpft, der Schutz des reformierten Bekenntnisses ist ganz eigentlich zur Staatsangelegenheit geworden. Und auch der ostindischen Kompanie hat man in ihrem Bereich diesen Schutz von staatswegen zur Pflicht gemacht. Dabei ist es selbstverständlich, daß dieser Schutz des reformierten Bekenntnisses zugleich die strikte Ablehnung jedes andern, des lutherischen im besonderen, bedeutet. Die allgemeine Regel jener Zeit: cuius regio eius religio[3]) ist die unumstößliche Norm in Holland und bald auch am Kap. Kaum befinden sich die ersten Lutheraner unter den Kolonisten, so werden ihnen eigene öffentliche Gottesdienste verboten, sie müssen ihre Kasualien in der reformierten Kirche abhalten lassen und hier zum Abendmahl gehen, höchstens werden ihnen kleine Versammlungen in Privathäusern gestattet.[4])

Mit solchem Auftrag langt nun am 6. April 1652 eine Expedition von drei Schiffen unter Jan van Ribeek am Kap an. Drei Tage darauf erläßt Ribeek eine verheißungsvolle Proklamation, die den Seinen freundliches Verhalten gegen die Eingebornen zur strengen Pflicht macht: „Wer einen der Eingebornen

schlecht behandelt, schlägt oder stößt, ob mit Recht oder Unrecht, soll in ihrer Gegenwart mit fünfzig Peitschenhieben bestraft werden, damit sie auf diese Weise sehen, daß solches gegen unsern Willen ist und wir die Absicht haben, mit ihnen in aller Güte und Freundschaft zu verkehren gemäß unsern Anordnungen und den Absichten unsrer Auftraggeber."[5]) In solchem Geist begann man nun sich häuslich einzurichten und ein eigenes Gemeinwesen zu schaffen. Recht mangelhaft freilich waren die Kolonisten in religiöser Beziehung versorgt. Die Kompanie hatte ihnen nur den üblichen Ziekentrooster mitgegeben, einen Katecheten, der nicht einmal selbst predigen durfte. Und für den Empfang der Sakramente war man ganz auf die Geistlichen angewiesen, die von durchfahrenden Schiffen gelegentlich an Land kamen. Erst recht blieben natürlich so die Hottentotten sich selbst überlassen, zumal es je länger je mehr zu Reibungen mit ihnen kam. Wohl versuchte der Ziekentrooster Willem Wylant eine Arbeit unter den Hottentotten, und sein Nachfolger Pieter van der Stael, der Schwager Ribeeks, hatte immerhin den Erfolg, daß am 3. Mai 1662 ein Hottentottenmädchen getauft werden konnte, aber im allgemeinen kam es zu keiner dauernden Missionsarbeit.

Im Gegenteil gestaltete sich das Verhältnis zu den Eingebornen immer feindseliger. Als man sich erst einigermaßen sicher fühlte, vergaß man schnell die edlen Grundsätze Ribeeks. Man betrog die Hottentotten um Land und Vieh und brachte ihnen als einzige Gegengabe das europäische Laster der Trunksucht. Auch die sittlich strengen Hugenotten, die 1688 und in den folgenden Jahren ins Land kamen und am Berg-Rivier blühende Ansiedlungen schufen, konnten den allgemeinen Verfall der Kolonie nicht aufhalten. Als

gar im Jahr 1713 durch ein verseuchtes Schiff die Blatternepidemie eingeschleppt wurde, die Europäer und Eingeborne in Scharen dahinraffte, war der Verfall der Kolonie, insbesondre in moralischer und religiöser Beziehung besiegelt. Es ist ein trauriges Bild, das die Kapkolonie um den Anfang des 18. Jahrhunderts bietet. 1665 war der erste feste Geistliche Johann van Arckel am Kap stationiert worden, nach 1700 sind es glücklich drei Predikanten, die von Kap, Stellenbosch und Drakenstein aus die weit verstreuten Kolonisten bedienen sollen. Schulen finden wir an entlegenen Plätzen überhaupt nicht, zuweilen hilft man sich, indem man einen alten Soldaten oder ausgerissenen Matrosen für eine Zeit als Schulmeister anwirbt. Um die Hottentotten kümmert man sich dabei auch von seiten der Geistlichen überhaupt nicht, sie sind lediglich das Objekt gewissenlosester Ausbeutung. Nur einmal hören wir von einem Predikanten Petrus Kalden, der von 1695—1707 am Kap weilte. Von ihm wird berichtet, daß er die Hottentottensprache eifrig studiert habe zur Vorbereitung auf künftige Missionsarbeit; doch wird er vorzeitig nach der Heimat abberufen. Ein kleiner, verirrter Lichtstrahl inmitten dunkelster Finsternis.

Da endlich dringt die Kunde von diesen traurigen Zuständen an die Ohren der europäischen Christenheit. Die Missionare der dänisch-halleschen Mission, Bövingh und Ziegenbalg, berühren auf der Durchreise das Kap und rufen nun in der Heimat mit beredten Worten das christliche Gewissen wach. Und ein reichliches Jahrzehnt später veröffentlicht Francois Valentijn 1726 seine Beschrijvinge van de Kaap de Goede Hoop, in der er ebenfalls auf die Notwendigkeit einer Missionsarbeit hinweist: „Die dort ansässigen

Geistlichen sollten alle ihre Kraft diesem Ziel zuwenden; denn dies Heilswerk wird, wenn erst einmal gründlich in Angriff genommen, am Ende sehr viel besser fortschreiten, als man erwartet." Dieser Ruf findet sein Echo bei zwei reformierten Geistlichen in Amsterdam, van Alphen und de Bruin, und ihnen ist klar: hier muß Zinzendorf helfen. Er, von dem man in christlichen Kreisen viel redet, ist auch in Holland kein Fremder mehr. Und seine Botschaften zu den Heiden Grönlands und Westindiens haben eben erst berechtigtes Aufsehen erregt. So geben sie den Hilferuf an ihn weiter. Am 6. Februar 1736 trifft ihr Schreiben in Herrnhut ein, und acht Tage später ist Georg Schmidt als Bote der Gemeine auf dem Wege zu den Hottentotten.

3. Die Verhandlungen in Holland

Am 9. März 1736 trifft Schmidt in Amsterdam ein, freundlich willkommen geheißen in dem kleinen Freundeskreis der Brüder, der eben im Entstehen begriffen ist.[1]) An seiner Spitze steht der hochgebildete Isaak Lelong, der kurz zuvor durch sein Buch über die Brüdergemeine diese weithin bekannt gemacht hatte. Er nimmt sich nun Schmidts in besonderer Weise an und ist in den nächsten Jahren in jeder Beziehung sein eigentlicher Mentor. Zunächst freilich gilt es für Georg Schmidt warten zu lernen. Es stellt sich heraus, daß eine Ausreise nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Direktoriums der ostindischen Kompanie, des „Rates der Siebzehn" (Vergadering van Zeventien), möglich ist. Die nächste Sitzung desselben aber findet erst im

September in Middelburg in Seeland statt. So muß sich Georg Schmidt gedulden und in der Zwischenzeit mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdienen. Er nimmt Arbeit als Handlanger bei Maurern und Zimmerleuten. Im Juni ist er arbeitslos und bittet um die „Historie von denen böhmischen und mährischen Brüdern", um sich durch Abschreiben die Zeit nützlich zu vertreiben. Anfang Juli hat er dann wieder Arbeit gefunden. Wir finden ihn auf dem Außenplatz Oudt-Bussum bei Naarden, wo er unter dem Zimmermeister Barthel Smalburg Arbeit tut. So kommt endlich der September heran, und er kann nach Middelburg reisen, wo über seine Sache entschieden werden soll. Lelong hat ihn hier an einen Bekannten, Adam Hendel, empfohlen; eine schlichte, treue Seele, bei der er freundliche Aufnahme findet. Davon zeugt der Brief Hendels an Lelong, der in fürsorgender Liebe Schmidts Ankunft meldet:

Geehrter Herr und vielgeliebter Patron.

Ich habe den Brief durch den Überbringer desselben richtig erhalten und dem Freund in allem, so weit mir möglich gewesen ist, zurecht geholfen. Ich habe ihn in meine geringe Wohnung aufgenommen, wo er, wie mir scheint, zufrieden ist. Aber kaum hatte er den Middelburger Grund betreten, als durch die Luftveränderung sich Unpäßlichkeit einstellte. Er war Sonntag Morgen mit mir in der Kirche bei Herrn de Freijn, aber mittags überfiel ihn ein schweres Fieber, das alle Tage bis heut angehalten hat, wogegen ich ihm einige Vorbeugungsmittel gebe, in der Hoffnung, daß der Herr sie segnen und ihn wiederherstellen werde. Inzwischen werde ich alles tun, was

ich kann, und befehle mich Ihrer Gunst und Gewogenheit mit dem Wunsch des reichsten Segens Jehovas, und ich verbleibe meines Herrn . . . ergebenster

In Eile. Diener

Johann Adam Hendel.

Middelburg, den 4. September 1736.

In den nächsten Tagen macht Schmidt dem „Rat der Siebzehn" seinen Besuch und übergibt den Herren folgendes Empfehlungsschreiben Zinzendorfs[2]):

Mes honorés et très puissants Seigneurs, Messrs les dix-sept de la Cour et Compagnie Souveraine des Indes Orientales.

Seigneurs.

Mon inclination pour les pauvres paiens, dont circonstance Monsieur Van den Bempden peut instruire vos Seigneurs ayant été éveillée au point d'avoir resolu d'envoyer quelque ami au Cap, voir si dans la suite du temps on ne pourrait atrapper quelque âme Cafferienne, pour l'enchaîner au char de notre aimable Sauveur (le succès de St. Thomas et les espérances de Ste Croix et de Groenlande m'y encouragent de plus en plus) je vous présente, Seigneurs. George Schmid, accoutumé pendant six ans de prison à soufrir des incommodités pour faire ces essais.

J'ose suplier vos excellences et Seigneurs, de concourir à ma satisfaction en accordant (andere Lesart: par accorder) le gracieux Octroy à mon ami, pour pouvoir passer la mer à ses dépens, et séjourner au Cap, sous les auspices de V. S. y attendre tranquillement quelque ouverture de ce côté.

Je suis persuadé de la droiture et du genie de Mr van den Bempden. Je me remets á lui, sur toutes les protestations qui me conviendroient, de l'entière innocence et simplicité de mon plan. Nous ne sommes pas accoutumés, Seigneurs, á nous mêler du temporel, et nos nouvellement convertis en font foi. Sont ils nés esclaves, s'ils se font Chrétiens, ils le demeurent, mais les maitres y gagnent beaucoup assurément. Il n'est pas croyable que Schmid fasse de progrès bien grands, mais en tout cas ce ne serait nullement au préjudice da la Compagnie Souveraine des Indes.

Pour le travail de ses mains, il est boucher, mais on en fera ce qu'on voudra, pourvu que cela ne l'éloigne pas tout á fait de son plan.

Je suis, Mes très honorés Seigneurs, avec toute la vénération qui vous appartient

De vos Excellences et Seigneurs

le très humble et très obéissant Serviteur

Louis de Zinzendorf.

á Francfort sur le Mein, 14. Juin 1736.

Auch die Geiſtlichkeit intereſſiert ſich für ihn und nimmt ein regelrechtes Examen mit ihm vor, das aber durchaus befriedigend ausfällt: „Geſtern Abend (3. 9.) ließen mich etliche Domine zu ſich kommen, da ſie mich eins und's andre fragten und viele Einwendungen machten, warum es denn nun an die Kap und nicht nach Weſtindien wäre. Als ich ihnen aber davon Grund gegeben, hatten ſie endlich nichts dagegen. Dann machten ſie mir wegen der Sprache der Hottentotten Einwendung. Als ſie aber ſahen, daß mich die Einwendungen nicht bewegten, ſo ſagten ſie zuſammen, es wäre wohl dem Herrn nichts unmöglich und man

müßte das kleine Gute nicht gering achten, und wünschten mir Glück zu meinem Vornehmen."[3]) Am 11. September findet nun die entscheidende Sitzung statt. Das Ergebnis meldet Rademacher, einer der Ratsherren, an Lelong:

Geehrter Herr,

Ihr Wertes vom 28 ten letzten Monats wurde mir am 1 ten dieses durch den Freund Schmidt eingehändigt. Ich habe daraufhin an Seinen Edelen eine Bittschrift zur Erwägung eingereicht. Und da ich diesmal nicht in die Zusammenkunft der Siebzehn beauftragt gewesen bin, um mit dem Herrn Präsidenten und den andern Herren meiner Freunde wegen sprechen zu können, vernahm ich heut Morgen von einem dieser Herren, daß gestern Abend die Überfahrt nach dem Kap bewilligt worden ist, ohne etwas dafür zu bezahlen. Der gute Gott verleihe seinen Segen zu dem guten Vornehmen und mache die wohlgemeinten Bemühungen dieses Mannes fruchtbar, welchen ich nicht versäumen werde, dem Herrn Gouverneur de la Fontaine am Kap zu empfehlen; und wenn er von hier die Reise dorthin antritt, ihn dem Kapitän und den übrigen Schiffsoffizieren ernstlich anzubefehlen. Dieser Freund spricht so hoch[4]), daß man kaum etwas verstehen kann. Doch seine höfliche und aufrichtige Art (heusche en oprechte houding) gefällt mir sehr. Der Herr Graf von Zinzendorf ist in Wahrheit ein Wunder in dieser Zeit. Der barmherzige Gott vergelte Seinem Hochedlen das Gute hier in der Zeit und nachmals in der Ewigkeit und lasse ihn ein Werkzeug sein zur Kenntnis und Verherrlichung seines nie genug gepriesenen Namens unter den blinden Heiden.

Wenn ich hierin oder in anderen Sachen Ihnen etwas zu Diensten sein kann, so seien Sie versichert, daß ich mit aller Hochachtung bin

Ihr sehr gehorsamer Diener

S. Rademacher.

Middelburg, den 12. September 1736.

Gleichzeitig wird Schmidt ein Auszug aus dem Sitzungsprotokoll ausgehändigt:

Auszug aus dem Beschluß der Herren Direktoren der ostindischen Kompanie der Versammlung der Siebzehn, abgehalten in Middelburg in Seeland.

Dienstag, den 11. September 1736.

Ferner ist auf das durch verschiedene Bittschriften vorgebrachte Gesuch beschlossen worden, einer einzelnen Person folgendes zuzugestehen, nämlich: dem George Schmidt, nach dem Kap der guten Hoffnung abzureisen, frei von Transport- und Kostgeld.

In Übereinstimmung mit dem vorstehenden Beschluß.

Nicolaus Hartmann.

So kann nun Schmidt am 17. September an Zinzendorfs Schreiber, Johann Nitschmann, frohlockend schreiben: „Diesen Monat war ich in Seeland bei der ostindischen Versammlung von XVII wegen meiner Sache nach Kap, und der Herr hats gewirkt, nach vielen Untersuchungen, daß sie das Ja-Wort von sich gegeben mitzugehen; es kann sein in vier, fünf oder sechs Wochen." So schnell geht es nun freilich nicht. Es folgt noch eine lange böse Wartezeit, doppelt böse durch zeitweilige Arbeitslosigkeit und viel Krank-

heit. Ein Licht in dieser Dunkelheit ist ein Brief Zinzendorfs voll herzlicher mitfühlender Liebe und zugleich in rücksichtslosem seelsorgerlichen Ernst, eine ideale „Instruktion", wie Zinzendorf seinen Brief selbst nennt, für den einsamen Heidenboten:

Kurze Instruction vor meinen Br. Schmidt nach Cabo.

Sehr lieber Bruder!

Ich habe Dich nicht können reisen lassen, ohne noch an Dich zu schreiben. Ich stehe ungemein über meine Brüder an, wenn ich nicht mit ihnen ausgeredet habe. Das habe ich nun zwar den letzten Tag in Holland getan. Weil Du aber so lange darnach bleibest, so kanns sein, Du hast's vergessen. Wenn Du kein außerordentlicher Mensch wärest, so verginge mir hören und sehen über Dir. Deine Verleugnung des Heilands und Seiner Sache würde mich gewiß besorgen machen, daß Du zu Grunde gingest. So aber hoffe ich. Das Einzige, was mich stößt, ist Dein Bezeigen. Du kannst ohnmöglich Petri Verleugnung zu Deinem Vorteil anführen, denn Petrus weinte sich fast die Augen aus, und Du dachtest, du hättest recht. Ich zweifle nicht, daß Du seitdem 1000 mehr Angst ausgestanden hast als Petrus, aber die Frage ist, ob Jesu Augen Dir solche gemacht oder der Brüder Bezeigen.

Das wünsche ich also von ganzem Herzen, daß Du Dich noch einmal zu Jesu Füßen würfest und teiltest Deine Reise in zwei Stücke, als Kind und Knecht. Als Kind ließest Du Dir die Rute geben, und diese bestünde darinnen, daß Du allein reisen und der Brüder Gemeinschaft beraubet sein müßtest und was etwan der Heiland noch sonst dranhängen möchte. Als Knecht müßtest Du Segen haben entweder als Kundschafter

oder als Bote, und das ist gleich viel. Merkest Du den Segen in Deinen Augen allein, so halt das Maul, bis Du wieder zu uns kommst, macht Dir aber der Heiland die Zunge flammend, so zeuge und laß Dir Gehülfen schicken. Der Zweck unsrer Botschaften muß wohl gefasset werden. Wir pflegen gemeiniglich erst zu sehen und zu hören, wo der Heiland hinaus will. Ich kann also nicht gewiß wissen, wie weit es mit Dir gehen werde. Nur merke Dir das, mein Bruder. Du bist nicht um Dein selbst willen auf der Welt, viel weniger auf der Reise. Du hast einen Ansatz zum confus werden von innen, und von außen bist Du sehr geplagt durch den Mund des Lobes. Ich weiß nicht, warum die Menschen so darauf fallen, diesen herunter und jenen hinauf zu setzen, aber das ist gewiß, in ihrem Loben ist weniger Realität, als in ihrem Schmähen. Der Heiland hat recht, wenn er spricht: Es steht schlecht um euch, wenn euch jedermann wohl redet. Sei so gut, lieber Bruder, und hör nicht mehr darauf, und wenn Dir durch die weise Liebe etwan einmal das Gegenteil begegnen sollte, so nims mit Freuden an. Laß Dich solange allenthalben zur leiblichen Arbeit brauchen, bis Du dadurch Liebe und Eingang in die Herzen kriegst. Wie wird Dich der Heiland zu den Kaffern bringen? Wie wirst Du sie kennen lernen? Wirst Du sie auch verstehen? Ich höre, daß welche Holländisch können sollen. Mit diesen mache Dir zuerst zu tun. Spezieller kann ich Dir keinen Unterricht geben. Bleibe Du in beständigem Gebet, Demut, Herzlichkeit, so wird der Heiland Gnade und Kraft geben, das Pünktchen zu treffen. Lässest Du Dich aber auf Sekten-Wege bringen, vergissest Deinen Plan, wirst ungläubig oder eigensinnig, lässest Dich ehren und beschenken, behälst einen holländischen

Gulden über die Not oder vergaffst Dich in die dortige Gegend oder Umstände, so sorge ich, Du holst Dir Deinen Untergang. Der Heiland bewahre Dich in allen Gnaden und lasse Dich einen reinen Pfeil sein in seiner Hand. Ich hoffe, Dir die Losungen zu schicken aufs künftige Jahr. Da hast Du inzwischen ein gutes Wörtchen aus Jesaja 35, 8. Der Lauf zum Vaterland geht hurtig an, da sich sonst nichts befande als Sklaven-Bande, die Möglichkeit verschwande, nun heißt's: man kann. Man kann nun Gnade spüren, man darf sich rühren, auf ihn was zu probieren. Er hilft uns gern durch alle offne Türen, so nah und fern.

Ich bin Dein Zinzendorf.

Frankfurt am Main, am 10. November 1736. Da die Losung heißt: Ich bin unter euch wie ein Diener.

Zugleich sind auch seine Freunde geschäftig, ihm den Weg zu bahnen durch Empfehlungsschreiben, die sie ihm mit auf die Reise geben. Besonders anmerklich ist das der beiden Geistlichen, aus dem eine herzliche Liebe zu dem Mann und seinem Werk spricht:

L. S.

Georg Schmidt, gebürtig aus Mähren und ein Bruder und Mitglied der mährischen Gemeine, die sich aus Verfolgten des Papsttums seit einigen Jahren in Sachsen gesammelt hat, ist wie andre Brüder dieser Gemeine, die von dem Wunsch getrieben, das Evangelium unter den Heiden auszubreiten, sich nach verschiedenen westindischen Küsten begeben haben und dort nicht ohne Frucht gewesen sind, desgleichen von Begierde entzündet, das Seine zur Ausbreitung der Kenntnis Jesu Christi unter den Heiden beizutragen.

Nachdem er darum ersucht hat, nach dem Kap übergeschifft zu werden, ist solches ihm von den Edlen Herren Direktoren der ost-indischen Kompanie allhier bewilligt worden, worauf er dann von Seeland 1736 ausgefahren ist. Damit nun dieser Bruder nicht ohne Zeugnis sei, das er, an dem beabsichtigten Platz angekommen (wohin Gott ihn wohlbehalten bringen möge!), auf Verlangen vorzeigen kann, habe ich Unterzeichneter ihm dies Zeugnis gern mitgeben wollen, nämlich daß er, George Schmidt, nicht allein ein Bruder und Mitglied, wie oben erwähnt, ist, sondern auch ein Mann, der für einen treuen Bekenner des Herrn Jesu Christi gelten kann. Dieser gute Mann, der unter den Verfolgten der genannten mährischen Gemeine die Glaubensprobe einer sechsjährigen elenden Gefangenschaft durchgemacht hat und darin seinem Heiland und der reinen Wahrheit des Evangeliums treu geblieben ist, hat sich so, wie er sich das Lob seiner Gemeine erworben hat, auch, während er zu Amsterdam mit andern Brüdern von uns bekannt geworden ist, als ein erprobter und vorbildlicher Christ bewiesen, insonderheit ist er wegen seiner besonderen Demut, Sanftmut und Freundlichkeit beliebt gewesen und hat dadurch die Liebe und Zuneigung derer gewonnen, mit denen er verkehrt hat. Jedermann sei darum aufs herzlichste gebeten, diesen werten Bruder, der gelernt hat mit wenig vergnügt zu sein und nichts anders vor hat, als von seiner Hände Arbeit zu leben und zwischenein, wenn sich Gelegenheit bietet, zu erbauen, doch freundlich zu empfangen und ihn, der keinen zeitlichen, sondern der Seelen Vorteil sucht, in diesem seinem heilsamen Vorhaben nicht hinderlich zu sein. Daran ist nicht zu zweifeln, daß seine Herüberkunft zum Segen sein und seine Person von vielen,

denen die Ehre von Jesu Namen und ihr eigenes Heil einigermaßen zu Herzen geht, geachtet und geliebt werden wird. Der Herr geleite ihn und lasse die Heiden wissen, daß er regiert! O daß sich die Erde darüber einst recht freuen möge!

Geschrieben in Amsterdam, den 31. Oktober 1736.

Franko de Bruin,
Diener des göttlichen Worts zu Amsterdam.

Ich Unterzeichneter bekenne mich zu Obenstehendem.

Amsterdam, den 31. Oktober 1736.

H. van Alphen,
Diener des göttlichen Worts zu Amsterdam.

Endlich in den ersten Dezembertagen schlägt die Erlösungsstunde. Am 3. Dezember schreibt Schmidt an Lelong:

„Heute als den 3. ging ich um meine Kiste, welche mir schon lang versprochen gewesen. Als ich auf die Kammer kam, wollte man mir keine Kiste geben, weil ich nicht in Kompaniedienst. Ich ging wieder zu Herrn Rademacher, und es kam endlich so fern, daß man mir es freistellt, eine zu kaufen nach meinem Belieben. Das tat ich auch. Ich gab elfthalbe Gulden, dann ließ ich sie brennen mit dem Kompaniezeichen. Ich hab nun alles eingepackt. Morgen um 10 Uhr geh ich an Bord. Die Recomendage (= Empfehlung) an den Gouverneur hab ich heute noch nicht, hoffe sie morgen zu bekommen, es geht alles wunderbar."

Und am nächsten Tag sendet er der Gemeine daheim noch einen Abschiedsgruß:

Freue dich Zion deiner herrlichen Kron.
Teure und werte Gemeine, Brüder und Schwestern.

Ich berichte euch, daß ich nun auf Schiff geh. Bis hierher hat der Herr geholfen, sein Name sei gelobt.

Ich halt mich an ihn, den ich nicht sehe, als seh ich ihn. Er ist treu, ob ich schon nichts wert bin und meine Nichtswürdigkeit wahrhaftig fühle, fühle dagegen seine freie Gnade, die in meiner Seele kräftig wirket, darauf ich mich auch wage, auf den verliebten Sünderfreund, der mich Elenden aus dem Staube aufgehoben und dargestellt, daß er an mir Barmherzigkeit beweisen könnte und ich lernen müssen, daß ich selbst nichts kann. Er hat mich gedemütigt, aber nicht verstoßen. Er ist mir worden eine feste Burg, darin ich nun kann sicher wohnen, ja auch mein Ruhezelt, darauf ich mich kann sicher lehnen, wenn ich vom Streite müde bin. Ich hab ihn lieb, und er ist mir auch freundlich. Was er mich heißt, tu ich gerne, bin auch willig zu seinen Zelten, denn er geht voran.

Werte Brüder und Schwestern, gedenket meiner, laßt eure Schwerter unaufhörlich blinken, damit ich allzeit einen freien Plan behalten möge. Bleibet mir als eine Mauer gegen allen Sturm und Wind, weil ich alleine bin. Helft mir meine Lasten tragen, damit ich unerschrocken aushalten kann bei der Fahne des Kreuzes unsers Königs im Streit, bis ich das Zeichen des Sieges erlang und mir der Herr eine Tür öffnet unter das Volk, das ihm bekannt.

Nun ich grüße auch alle herzlich und kindlich, besonders meine ledigen Brüder.

Ich verbleibe euer allergeringster

Georg Schmidt.

Mittelburg in Seeland, den 4. Dezember 1736.

Heute geh ich an Bord, den 4. Dezember. Das Schiff heißt Rensburg und der Kapitän de Bruin.

II. Das Werk der Hottentottenmission 1737—44

1. Die Überfahrt

Nun endlich ist die Bahn frei, und ungeduldig wartet Georg Schmidt auf den günstigen Wind, der sein Schiff zur fernen Küste führen soll. Am 11. Dezember schreibt er an Lelong: „Ich bin nun am Port, doch können wir noch nicht absegeln, sondern müssen warten, bis ein Ostwind weht." Und noch einmal gibt es eine lange bange Wartezeit. Am 11. März 1737 endlich geht das Schiff in See. Von seiner Reise mag uns sein ausführlicher Bericht an den Grafen erzählen:[1])

Bericht von meiner Reise ober See.

Innigstgeliebter, gnädigster Herr, Sie wissen, daß die ganze Welt im argen liegt. Also habe ichs auf dem Schiff auch gefunden. Es hat im Anfang manche Proben gesetzt. Alles, was ich hört und sah, war Eitelkeit, unzüchtiges Reden, Fressen und Saufen. Der Kapitän war sonst ein gut natürlicher Mann. Er ist mir in allem sehr bescheidentlich begegnet. Wenn aber alle Offiziere zusammenkamen, so bracht ein jeder vor, was in seinem Herzen war, zuweilen die gottlosesten

Hurenstücke. Da konnt ich nicht mehr schweigen. Ich sprach sie freundlich und bescheidentlich an und fragt, ob sie das vor keine Sünde hielten und ob sie nicht wüßten, was in der Bibel geschrieben stünde, wie ein wahrer Christ sich betragen müsse und daß der Name von Christo nicht genug sei ohne den Beweis; so waren sie alle beschämt und geschlagen und antwortete keiner nichts darauf. Von der Zeit an, wenn sie wieder in meiner Gegenwart dergleichen sündliche Dinge vornahmen, so durft ich nur einen Blick auf sie geben, so waren sie geschlagen. Aber da gehörte vorsichtig wandeln. Der Heiland aber, der eines jeden Umstände und, was ihm am nötigsten, wohl weiß, gab mir in allem Gnade, daß, wenn Gelegenheiten kamen, daß man mich auf die Probe stellte, ich es beweisen konnte und nicht eine Miene dazu machen durfte. Da verloren sie endlich den Mut und waren geschlagen. Den Kapitän sprach ich etliche mal allein, da er mich rufen ließ. Er gab alles zu und sagte, er hätte nichts dagegen, es wäre alles gut, was ich sagte, aber er wäre noch nicht so weit erleuchtet. Wegen der Hottentotten, sagt er, könnt ers noch nicht glauben, daß ich meinen Zweck erreichen werde. Sollts aber geschehen, so wäre es ein Zeichen, daß das Ende der Welt nicht mehr ferne sei. Ich antwortete ihm darauf, was ich nötig fand.

Als ich nun sahe, daß es mit denen Offizieren nichts zur Besserung zeigte, wiewohl sie einige grobe Dinge zu mancher Zeit wegließen, so fing ich an, wenig mit ihnen zu sprechen, es sei denn, daß sie mich was fragten, ging still und einsam hin, bezeugte mich gegen jedermann freundlich und bescheidentlich. Alsdann war ich mehr bekümmert, um an die Soldaten und Matrosen Gelegenheit zu kriegen. Wenn die Sol-

daten Schildwach standen, so nahm ich Gelegenheit, ihnen den Heiland anzupreisen. Den 6. April sprach ich mit einem Schweizer, welcher als Soldat nach Ostindien fuhr, und zeigte ihm den ganzen Weg zur Seligkeit und worauf es ankäme und wer der sei, welcher Macht habe, die Sünde zu vergeben. Und er wurde überzeugt und sagte: Wenn ich den Weg nicht gehe, welcher klar nach der Bibel ist, so bin ich gewiß verdammt. Endlich sprachen wir miteinander, wie man in Wahrheit beten müsse, daß man kein Betbuch nötig habe, sondern man fiele auf seine Knie und klagte dem Heiland seinen Herzenszustand und daß er sich erbarmen möchte und einem sein Elend und Sünde zu erkennen geben und alsdann um Gnade schrein usw. Er machte so den Anfang, und abends, wenn ihn niemand sah, so fiel er auf seine Knie und bat den Heiland, er möchte ihm doch seine Augen auftun usw. Ich hatte fast alle Tage Gelegenheit mit ihm zu sprechen. Er lernte sich von Tag zu Tag besser kennen und freute sich über die Gnade und Erbarmung Gottes. Er sagte: Ich habe vor der Zeit nicht mehr gewußt, was ich glauben soll. Nun aber weiß ich, daß der Glaube an den Herrn Jesum der einzige wahre Glaube ist und daß es nicht auf den Namen der Religion ankommt.

Den 8. April sprach ich den Domine (Geistlichen) an, weil er mit den Offizieren alles mitmachte, Spielen und dergl. sündliche Dinge. Ich fragte ihn, ob ihm sein Gewissen nicht Zeugnis gebe und bestrafte, wenn er mitspielte und andere sündliche Dinge mitmachte. Ja, sagt er, ich muß es bekennen, daß mich mein Gewissen manchmal geschlagen hat, wenn ich habe mitgetan, aber ich finde mich noch zu schwach. Glückselig sind die, die so leben können. Ich fragte ihn, ob er

denn nicht auch so werden wollte. Er wäre der Domine, auf welchen andre sehen müßten, und wenn er ein falsch Vorbild gebe, wie's bisher geschehen, so wäre er noch andern eine Gelegenheit zur Sünde. Ja, sagte er, das wäre wohl wahr, aber was sollt er machen? Er hätte ein und anderes von Ladung auf dem Schiff, dadurch er in Ostindien gedächte was zu gewinnen, und darum so müßte er manchmal so was mitmachen, um die Gunst zu erhalten bei denen Offizieren. Ich, sagt er, wäre glücklich, weil ich frei wäre. Ja, sagt ich, das wäre keine Entschuldigung; wenn ich auch gleich an seiner Stelle wäre, so wollt ich durch die Gnade Jesu Christi ebendas beweisen, was ich nun beweisen könnte. Und ob er nicht wüßte, was geschrieben stünde: Verflucht sei, wer sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch vor seinen Arm und mit seinem Herzen vom Herrn weicht. Er sollt wohl zusehen, was er täte; wär's ihm aber ein Ernst, ein andrer Mensch zu werden, so sollte er auf seine Knie niederfallen usw. Nach der Zeit hab ich ihn wieder gesprochen, weil ich sahe, daß er unruhig war in seinem Gewissen. Er beklagte sich, daß er sein Elend noch nicht recht fühlen könnte. Aber ich merkte, daß er selbst schuld daran war, denn er hatte die Ehre der Menschen noch lieber denn die Ehre bei Gott, und so ist er auch geblieben.

Der Soldat aber nahm zu, und weil ich mit ihm viel Umgang hatte und vielmal mit ihm in der Bibel las, fingen etliche dagegen zu lästern. Der Koch fragte ihn einmal, ob ihn sein Präzeptor bald ausgelehrt hätte und ob er bald auf die Kanzel steigen wäre. Er aber faßte desto mehr Mut und schämte sich vor niemand.

Im Monat Mai wurde ein andrer Soldat überzeugt. Ich hatt' ihn vor der Zeit einmal gründlich ge-

sprochen auf seiner Wacht. Er hielt sich zu dem Schweizer, und abends, wenn sie Zeit hatten, so kamen sie zu mir, da hielten wir Unterredung miteinander, wie man sich gegen jedermann betragen soll als ein Nachfolger Christi, von 6 Uhr bis ½8, so oft wir konnten, und andre ließen wir zuhören. . . Wenn denn gleich die bösen Soldaten und Matrosen dagegen lästerten, so bekannten sich doch die zwei öffentlich, daß sie dem Herrn Jesu wollten nachfolgen, weil kein andrer Weg sonst außer Jesu zu finden wäre zur Seligkeit. Sie wünschten, bei mir an der Kap zu bleiben, weil's aber nicht sein konnte, so waren sie auch zufrieden. Ich sagte, sie sollten sich miteinander verbinden, miteinander beten und einer dem andern seinen Zustand des Herzens entdecken, auch einander erinnern, und so würde der Herr mit ihnen sein.

. . . den 13. Juni, als wir abends Unterredung hielten, stand ein gewesener Student Schildwacht und hört uns zu. Er hatte schon vor öfter zugehört. Der kam und fragt mich, ob denn auch die Juden könnten selig werden. Ich sagt: ja, wenn sie sich bekehren und glauben an Jesum, den Gekreuzigten. Ich nahm Gelegenheit, gründlich mit ihm zu sprechen. Er wurde unruhig. Den 19. kam er wieder und sagt, was ich ihm gestern gesagt, hätt ihm die Nacht recht in Gedanken gelegen. Er könnt nichts anders sagen, als daß es gründlich nach der Schrift wäre, was ich ihm gesagt, und er sähe, daß er auch ganz anders werden müsse. Darauf fragte er, ob er wohl abends auch dürfte zu mir kommen mit denen 2. Ich sagt: ja, wenn's ihm ein wahrer Ernst sei. Den 21. machten die drei einen Bund miteinander, dem Herrn Jesu nachzufolgen bis in Tod, vor einander beten usw. Versprachen mir auch Nachricht zu schreiben. Den 29. Juni kam noch ein

Schmied zur Überzeugung, welcher vorher das Gute geliebt, aber Jesum den Gekreuzigten nicht erkannt. Er hielt sich zu denen andern 3. Den 9. Juli kamen wir an die Kap vor Anker, allwo den 21. Mai 8 Kompanieschiffe geblieben, 207 Mann ertrunken. Da nahm ich Abschied von meiner kleinen Gesellschaft und befahl sie der Gnade Gottes und ermahnte sie zur Treue bis in Tod.

2. Der Beginn der Arbeit bis 1739

„Als ich an die Kap kam, so bestellt ich die Adresse an die Herrn Gouverneurs. Sie waren sehr bescheidentlich gegen mich. Dann ging ich und sucht ein Logis, denn ich war unbekannt. Ich kam bei ein Bürger, da eine Herberge war. Da blieb ich solang, bis ich ferner sehen könnte. Des Abends wurde geraisonniert ober den neuen Domine, der die Hottentotten bekehren wollte. Da spotteten und lachten sie, und ich saß und hörts mit an. Und endlich kam noch einer dazu. Ja, sagt er, das ist kein Domine, der Hottentotten bekehren will, sondern ein einfältiger Mann und ohne Kompaniedienst und -Sold. Er will auf seine eigen Hand leben. Da lästerten sie noch mehr. Aber sie wußtens nicht, daß ichs wäre. Endlich als ich lang hatte zugehört, so sagt ich: Ich bin der Mann. Da wars, als wenn man sie vorn Kopf schlug. Einer lief vor Beschämung zur Tür hinaus, und mit den andern hab ich gesprochen. Endlich mußten sie alle mit Schanden abziehen. Den 16. Juli bezahlt ich dem Wirt, und der Herr Kapitän vom Militär, Tobias Rhenius, nahm mich solang auf in sein Haus, bis ich Gelegenheit kriegt, ins Land zu gehen.“[1])

„Der Kapitän ist ein Mecklelburger, ein recht guter

frommer Mann, doch vor die Zeit noch nicht bekehrt. Wer weiß, was noch geschehen kann. . Er ist ein großer Liebhaber von Professor Francke. Als ich ihm erzählte, was Gott in Europa Wunder tut und wie auch die Großen der Welt den Heiland lieb gewinnen, war er recht froh. Er ist schon bei 30 Jahr an der Kap. . . Er hat an die Herrn Majors geschrieben um seine Erlösung, wann er sie kriegen kann. Er will gern von dem Weltgetümmel los. . . .

Den 16. war ein Bauer aus dem Land gekommen, um was Hausrat zu kaufen, denn im Lande ists nicht zu kriegen von Kleidung, ausgenommen was Kost, das sie selbst bauen. Der eine Gouverneur ließ sagen durch den Kapitän, daß es wohl, dächt er, das beste wäre um mit zu gehen mit dem Mann. Der Herr Kapitän aber sagte, das wäre keine gute Gelegenheit. Es waren da, wo der Mann wohnt, wenig Hottentotten, und welche da waren, die konnten nicht holländisch sprechen. Ich sprach selbst mit dem Mann. Er hatte nicht recht Lust, mich mitzunehmen, doch war ich resolviert um mitzugehen; und weil ich mein Gut noch an Bord hatte, so sucht ich ein Boot zu kriegen, um überzufahren, mein Gut zu holen. Es erhob sich aber dieselbe Nacht ein Wind und währte ein paar Tag, daß niemand überfahren konnte, und der Mann wollt nicht warten. Es kam mir auch vor, daß es nicht der Wille des Heilands sei mit dem Mann zu gehen. So ließ ich ihn fahren. Nach der Zeit habe ich gehört, daß der Mann recht lästerlich von mir im Lande gesprochen und nur ein Spott getrieben aus meinem Vornehmen. Der Kapitän sagte, es sollt mich nicht gereuen, noch an der Kap zu bleiben. Er wäre bekannt im Lande und wüßte, wo die weißen Hottentotten im Felde liegen mit ihrem Vieh. Und da wäre eine Kompanie-Post,

die kommt alle drei Monat an die Kap, um Ration zu holen. So wäre die beste Gelegenheit, so es der Wille Gottes wäre. Ich wollt zu Fuß sein ins Land gegangen, aber es kann hier nicht sein, es sind viel Berg und Hügel und Wasser-Rivieren, da man nicht oder kann allzeit und sonderlich, wenn man unbekannt und fremd ist. Es sind nicht mehr Dörfer als 2, nicht fern von der Kap, im Land aber ist hier und da ein Bauer, 1 Stund und auch 2 Stund von einander, und dann hier und da ein Kompanie-Post, da 6 oder 7 oder 8 Mann mit einem Korporal liegen.

Ich gab mich denn zufrieden und sah nur zu, was der Herr mit mir tun werde und was vor Weg er mir zeigen werde, daß ich ihm folgen könnte. Als meine Kiste von Bord kam, so ließ sie der Herr Kapitän in sein Haus tragen und sagt zu mir, ich sollt bei ihm vorlieb nehmen. Er wäre als ein Fremdling in dies Land gekommen und Gott hätte ihn gesegnet, daß er auch andern könnt ein Stück Kost geben. Und ich wäre ihm lieb und angenehm, ich sollt ihm nur gute Lehren geben, er wollt alles annehmen. Es wäre doch sein Sinn, Gott einmal recht zu dienen und seinen Willen zu tun, und darum wollte er auch los von seinem Dienst. Ich blieb bei ihm 6 Wochen lang, bis der Korporal von der Post kam. Wir haben vieles miteinander gesprochen. Ich hatte doch manchmal Gelegenheit, vom Heiland zu zeugen. Ich wollt arbeiten, aber ich kriegt keine, denn es wird hier alles mit Sklaven gearbeitet. Sie werden von vielen Namenchristen übel traktiert. Die Gottlosigkeit ist hier in diesem Lande sehr groß. Es regiert ein rechter Saufteufel, die meisten Menschen sind zum Trunk geneigt. Die Predikanten habe ich auch besucht. Sie sind blind und blinde Leiter, denen der Bauch ihr Gott ist. Sie

glauben von der Bekehrung der Hottentotten noch weniger als der Teufel. Glaubt der nichts davon, er sollt mich manchmal nicht so plagen. Doch der Herr ist mit mir. Was kann der arme Geist mehr, als ihm der Herr zuläßt? Viele Menschen spotten nur mit mir, ich aber acht es nicht. Sie wissen nicht, was sie tun. Wenn ich nur den Sinn meines teuersten Heilands erreichen kann, ich will ja gerne zufrieden sein. Mein Leben ist mir auch nicht lieb. Ich habe hier und da Besuch gemacht an der Kap, aber wenig Eingang gefunden. Kinder Gottes habe ich hier noch keine erkannt. Die übrige Zeit brachte ich mit Singen, Lesen, Beten und Schreiben zu.

Im Monat August kam der Korporal an die Kap. Den 4. September reisten wir ab ins Land. Der Gouverneur und der Kapitän rekommandierten mich an den Korporal und befahlen ihm, daß, wenn ich wollt ein Hüttchen bauen, er mir sollte behilflich sein. Der Gouverneur fragte mich, von was ich doch leben wollte. Ich antwortete: Von meiner Handarbeit, ich wollte pflanzen und bauen und wollte niemand beschwerlich noch lästig fallen. Ja, sagt er, Kind, das ist wohl gut, aber ich soll euch was Ration mitgeben, daß ihr im Anfang was zu essen habt. Ich bedankte mich und nahm es mit. Den 12. September kamen wir ans Rivier, Zonderend genannt.[2]) Die Losung war: Der Herr hat offenbart seinen heiligen Arm vor den Augen aller Heiden, Jes. 52, 10. Den 13. kamen wir auf die Post, und ich ging denselben Tag noch die Hottentotten besuchen. Da ist unter allen Hottentotten der umliegenden Gegend nur einer, der ein Häuschen hat, die andern haben nur Stroh- oder Rohrhütten und ziehn von einem Ort auf den andern, wo sie denn das meiste Gras vor ihr Schaf und Rinder kriegen

können. Manche haben bei 500 Stück Rinder, andre auch nicht soviel, denn sie müssen auch vor die Kompanie junge Kälber geben, kriegen dann was Tabak und was zu trinken dafür. Ihre Kost ist Milch und Fleisch und Aniswurzel. Über ihren Leib haben sie ein Schaffell um und vor ihre Scham haben sie auch was vor. Sonst sind sie nackt. Feldschuh können sie sich auch machen. Der eine, welcher das Häuschen hat, der hat auch Frau und Kinder, bei dem haben andre den Zugang von ihren Kralen. Er wohnt eine starke halbe Stund von der Post ab. Den besucht ich das erstemal, er heißt mit Namen Afriko. Den 14. gedacht ich ein klein Hüttchen zu machen, nicht fern von dem Häuschen der Hottentotten, damit ich möcht Gelegenheit haben, mit ihnen Umgang zu machen. Ich hatt aber nichts dazu, um zu bauen. Der Korporal bot mir sein Zelt an, von Segeltuch gemacht. Darin sollt ich solang wohnen, bis ich könnt ein Häuschen bauen. So nahm ich denselben Tag das Zelt und zog nahe bei der Hottentotten Häuschen. Da schlug ich mein Zelt auf aufs grüne Gras. Den 15. nahm ich mein Grabscheit und ging das Land zu bauen. Der Hottentott hatt ein Stück Land, darauf er bauen und pflanzen konnt, das war noch wild und unbearbeitet. Da ging ich hin und sagt zum Hottentotten, ich wollt ihm helfen arbeiten. Er sagte: das ist gut. Denn die meisten sind sehr faul und wollen nichts arbeiten. Viele sind auch sehr zum Trunk geneigt, Tabak rauchen sie stark, das ist ihr Prinzipal (= Hauptsache); und sehr abergläubisch sind sie, von Gott wissen sie in ihrer Sprache aber weiter keinen Begriff, beten ihn auch nicht an, denn sie beten nichts an. . . Ich habe bisher noch nicht viel Zeit gehabt, um ihre Sprache zu lernen, doch hoffe ich bald was zu lernen. Bisher habe ich viel Arbeit

gehabt mit dem Land, um was zu pflanzen: Bohnen, Erbsen, Salat, Zwiebeln und Peterfilie. Die Menschen hatten zum Teil gedacht, daß ich nur kommen wäre, um was Schafe und Rinder von ihnen zu kriegen. Nun sie aber sehen, daß ich ihnen such zu dienen und zu helfen und von ihnen nichts begehre, haben sie Vertrauen gekriegt und hat's einer dem andern gesagt, so daß sie in der ganzen umliegenden Gegend von mir Nachricht haben und kommen manchmal 2, 3, 4 miteinander zu besuchen; helfen mir auch arbeiten, so geb ich ihnen Tabak, und so kann ich dann und wann ein gut Wörtchen mit ihnen sprechen.

Den 26. September war ich ein wenig fertig mit dem Pflanzen, so machte ich den Anfang, meine Hütte zu bauen. Die Soldaten von der Post halfen mir und auch welche Hottentotten. Man baut hier ganz anders als bei euch. Man setzt Säulen in die Erde und legt eine starke Latte darauf. Dann bindet man die Sparren an von schwachem Holz und von Rohr das Dach und von Lehm eine Mauer drunter. So baut man in diesem bergigten Lande. Man kann hier auch die Majestät Gottes sehen, die Berge predigen davon. Den Tag über hab ich gearbeitet und des Abends die Hottentotten besucht. Den 5. Oktober hatt ich das Dach fertig auf meiner Hütte. Da nahm der Korporal das Zelt, und ich schlief unterm Dach ohne Mauern.

Den 27. Oktober macht ich den Anfang zu lehren mit Afriko. Das ist der, dem das Häuschen zugehört. Die Losung hieß: Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt. Den 28. fingen noch 2 an zu lernen, nämlich im A B C-Buch. . . Nun lernen 4 Männer und 2 Frauen und 4 Kinder. Sie kommen des Tags einmal auch zweimal zu mir lernen. Die ersten kennen die Buchstaben schon und halbieren. Sie sind nicht

allzeit beisammen, doch kommen sie wieder. Vor und nach dem Lehren bete ich mit ihnen. Des Sonntags lese ich ihnen was vom Heiland und sag ihnen den einfältigen Sinn davon. . .

Die sogenannten Kaffers habe ich noch nicht gesehen, sie wohnen sehr weit landwärts, allwo keine Namenchristen wohnen. Ich will so lang an diesem Ort verbleiben, bis mir der Herr wird weiter Weg zeigen.[3])"

Und das geschieht schon nach wenig Wochen. Die Nähe des Kompaniepostens ist nicht ohne weiteres vorteilhaft für den ungestörten Fortgang der Arbeit. So legt sich Schmidt der Gedanke nahe, an einen gelegeneren Ort überzusiedeln. „Den 4. Februar (1738) fragt ich durchs Los, ob ich vor die Zeit mich umb einen andern Ort umsehen sollt, denn ich glaubt, daß der Heiland mein Ziel wollte weiterstecken. Das Los traf ja. Den 9. fragt ich durchs Los, auf was vor einen Platz ich ziehen sollt. Das Los traf ans Sergeant-Rivier. Den 10. nahm ich einen Hottentotten mit mir, um mir den Weg zu weisen, und reiste, den Ort zu besehen, 3 Stunden Wegs. Als ich den Ort besehen hatte, fielen wir nieder und beteten darauf. Den 15. schrieb ich nach der Kap an den Herrn Gezaghebber (der Gouverneur ist gestorben) und an den Herrn Kapitän und gab Bericht, daß ich resolviert, bald an ein andern Ort zu ziehen, um mehr Gelegenheit an die Hottentotten zu haben, und auf was vor einen Ort ich ziehen wollte.[4])

Seiner Bitte kommt man bereitwilligst entgegen, wie ihm sein Freund und Gönner Rhenius in folgendem Brief mitteilt:

Geehrter Herr und lieber Freund George Schmidt,

eure Briefe sind mir von dem Korporal Carl Campen, dem Befehlshaber des Postens richtig ausgehändigt worden, woraus ich ersehe, daß ihr beabsichtigt, den gegenwärtigen Wohnplatz zu verlassen, und einen andern gewählt habt, der für das Zusammenkommen der anwohnenden Hottentotten gelegener ist. Ich habe auch bezüglich darauf die Ehre gehabt, mit dem Edlen Herrn Gezaghebber zu sprechen, welcher es gut heißt und deshalb zum Aufbau eines andern Häuschens das benötigte Kabelgarn bewilligt hat. Es soll auch von dem Korporal des dortigen Postens und seinem Volk hilfreiche Hand geboten werden, wie auch seine Edlen der Herr Gezaghebber euch erlaubt, soviel Land an dem Platz zu besäen, als ihr für Haushaltung und Unterhalt nötig habt. Ich habe an den Korporal Auftrag gegeben, ein Paar von meinen Ochsen euch zu überlassen zur Vollendung und Ausführung des Werks. Der Edle Herr Gezaghebber hat euch die monatliche Ration zugestanden, wozu ich an Afriko sechs Asche-Säcke[5]) ausgehändigt habe, um dieselbe darin empfangen zu können. Ihr könnt euch bei dem Edlen Herrn Gezaghebber demnächst für desselben Güte höflichst bedanken. Und wenn im Haushalt noch das eine oder andre vonnöten sein sollte, so laßt mich solches durch ein Briefchen wissen. Ich werde nicht verfehlen, dasselbe baldigst zu besorgen. Hierbei folgt ein Paket mit Briefen, die aus Holland hierher gesandt wurden, die euch von dem Korporal Campen ausgehändigt werden sollen, wie auch von meiner Frau ein halber englischer Käse an euch gesandt wird, von dem wir hoffen, daß ihr ihn in Gesundheit verspeisen werdet. Im übrigen wünsche ich euch, daß der Allmäch-

tige zu dem angefangenen Werk seine Gnade und Segen verleihe und durch Kraft und Beistand seines Geistes der Blinden Augen erleuchten wolle, daß sie aus der Finsternis des Unglaubens zu dem wahren seligmachenden Glauben an Christus geführt werden mögen. Amen.

Womit ich mit herzlichen Grüßen von uns allen verbleibe, geehrter Herr und lieber Freund,

euer dienstwilliger und geneigter Freund und Diener

Castel der Guten Hoffnung, J. F. Rhenius.

den 4. März 1738.

Am 23. April bricht Georg Schmidt auf, um noch am selben Tag am Sergeant-Rivier am Eingang der Baviaans-Kloof sein Hausgerüst aufzuschlagen. Drei Mann des Kompanieposten gehen ihm dabei zur Hand, und seine größte Freude ist, daß 18 Hottentotten mit ihm an den neuen Platz ziehen. In fleißiger Arbeit wird nun das Haus fertig gebaut und ein Garten angelegt. „Der Herr hat mir", schreibt er,[9]) „besondre Kraft geschenkt, denn ich habe das meiste Werk allein getan. Ich habe mir oftmal nicht Zeit genommen, um was zu kochen, und hab gearbeitet vom Morgen bis an den Abend, ausgenommen die Zeit zum Lehren." So geht es bei aller Mühseligkeit der Pionierarbeit allmählich voran: „Einige kamen des Abends zu mir ins Gebet und des Morgens wieder. Endlich käm es so weit, daß sie auch selbst den Anfang machten, miteinander zu beten, und gingen dann allein hin und fielen nieder auf ihre Knie und beteten den Heiland an." Schließlich hat er um die Jahreswende eine kleine Schar von 28 Hottentotten um sich gesammelt, die er nach Herrnhuter Muster in 10 Klassen einteilt. Ein geweckter Bursche vermag ihm sogar schon

bei der Kinderlehre zu helfen. Neben den religiösen Versammlungen her geht, als notwendige Vorbedingung derselben, der Unterricht in der holländischen Sprache. Wohl hat sich Georg Schmidt im Anfang fleißig gemüht, die schwere Eingebornensprache zu erlernen, um den Hottentotten in ihrer Zunge das Evangelium verkündigen zu können. Aber schließlich ist er doch an den großen Schwierigkeiten dieser Sprache gescheitert. Einen andren Grund, der noch hinzugekommen sein mag, nennt er gelegentlich: „Was betrifft ihre Sprache, um dieselbe zu lernen, so gebe ich mir vor die Zeit wenig Mühe, weil ich gemerkt, daß, wenn man sie viel fragt, sie dadurch leicht sinnig gemacht werden." So gibt er seinen Versuch endgültig auf und bringt ihnen neben der Bibel das holländische Abc-Buch.

3. Der Pastoralbrief

Während so Georg Schmidt in einsamer Wildnis in unverzagtem Glaubensmut tapfre Pionierarbeit tut, bereitet sich in der Heimat das Verhängnis vor, das seinem Werk nur allzu bald den Untergang bereiten soll. Wir sahen bereits, daß Zinzendorf und die Brüder in Holland längst keine Unbekannten mehr waren. Wiederholte Besuche des Grafen hatten die Fäden fester geknüpft und der Brüdersache auch in Holland warme Freunde gewonnen. Schon waren Verhandlungen wegen einer Brüderniederlassung im Gange. Aber es waren nicht nur Freunde, die man gefunden hatte. Die impulsive Art, die gewagte Redeweise des Grafen hatte manches Mißverständnis hervorgerufen und so da und dort nicht immer ganz unberechtigten Anstoß verursacht. Dazu kam eine gewisse Scheu vor

der wunderlichen Sekte der Herrnhuter, die weder reformiert noch auch streng lutherisch zu sein schienen. Und die Folge war, man glaubte ernstlich und eindringlich vor diesen Leuten warnen zu müssen. Das tat denn die Amsterdamer Kirchenbehörde in dem Hirtenbrief,[1]) den sie am 30. Oktober 1738 an ihre Gemeinen erließ. Nach zwei Seiten hin ergeht eine nachdrückliche Warnung. Einmal sieht man in den Herrnhutern gefährliche Sektierer und Schädlinge der Kirche. Wohl habe man erst eine Neubelebung des Christentums von ihnen erhofft, aber sie hätten diese Hoffnung bitter enttäuscht, da sie weder reformiert noch lutherisch seien und überhaupt keinen eindeutigen Aufschluß über ihre Lehre zu geben vermöchten. Warum haben sie sich in Holland nicht den Lutheranern angeschlossen? Auch ihre Berufung auf die alten böhmischen Brüder bestehe nicht zurecht, denn ihre Lehre sei nachweislich nicht in Übereinstimmung mit der Lehre Christi. Und darum erhebt man den zweiten Vorwurf: sie sind Irrlehrer. Hier wird nun mit viel Fleiß und Gehässigkeit eine Fülle unkontrollierbarer Gelegenheitsäußerungen zusammengetragen, aus denen unmögliche Anklagen formuliert werden. Daneben werden tatsächliche Lehrpunkte der Brüder gröblich mißverstanden. Die Salbung versteht man dahin, daß nicht die Bibel, sondern die eigne Inspiration als letzte Instanz gelte. Aus dem Gesangbuch der Brüder meint man die Lehre von einer Vergottung der Kreatur beweisen zu können. Im Mittelpunkt freilich steht hier der richtig empfundene, tatsächliche Gegensatz des reformierten Glaubens zur Herrnhuter Frömmigkeit: die Erwählungslehre. Die lehnt man in ihrer reformierten Form in Herrnhut bewußt ab, die erscheint Zinzendorf aller-

dings als eine „verfluchte Teufelslehre“.[2]) Darum nun eine unzweideutige Warnung vor diesem Christentum „ohne Zaun und Mauern“. Hütet euch, laßt sie nicht in eure Häuser! Dieser Warnung gegenüber hat es wenig zu bedeuten, wenn man schließlich auch noch sagt, daß man die Herrnhuter nicht verfolgen werde, daß man sie jederzeit, wenn sie umkehren sollten, mit offnen Armen als reuige Sünder aufnehmen wolle, ja daß man bereit sei, einzelnen schuldlosen Gliedern die Hand der Bruderschaft zu bieten. All das steht auch da, aber es klingt wenig versöhnlich, und es wird laut übertönt durch die warnende Parole: Hütet euch!

Allerdings findet nun dieser Hirtenbrief keineswegs die restlose Billigung der holländischen Christenheit. Zunächst protestiert die weltliche Behörde. Der Magistrat hält den Hirtenbrief zurück und duldet es, daß eine vorher ausgearbeitete Erklärung der holländischen Brüder[3]) währenddessen ungestört verkauft wird. Schließlich wird der Hirtenbrief um des Friedens willen unter Verweis freigegeben. Aber der Brief findet auch nicht die einmütige Billigung der holländischen Geistlichkeit. Sofort reicht der Brüderfreund de Bruin mit 3 andern Predikanten einen Protest[4]) ein, in dem er der Kirchenbehörde folgende 7 Punkte vorhält: 1) habe man die Akten der Synode mißbraucht, 2) vieles ungeprüft aufgenommen, 3) nicht ernstlich genug verhandelt, 4) die Beschuldigten überhaupt nicht gehört, 5) Glieder der eignen Gemeine, die mit den Brüdern Gemeinschaft halten, dadurch verdammt, 6) durch dies Vorgehen auch die guten Anstalten der Herrnhuter in Deutschland geschädigt, und 7) endlich sei Art und Weise des Angriffs einzigartig und unerhört. Darum bittet de Bruin, den Pastoralbrief doch lieber noch einmal beiseite zu legen und die

Sache gründlicher zu untersuchen, indem er seine Bitte zugleich durch sein eigenes Zeugnis bekräftigt: „Kurz, ich gebe ihnen (den Herrnhutern) das Zeugnis, daß sie sich an meiner Seele als rechte wesentliche Glieder Christi bewiesen haben, die billig zu lieben und hochzuschätzen sein, als von deren Umgang man Nutzen und Segen hat, wie ich mehrmalen erfahren habe." Zum Schluß stellt er für den Fall der befürchteten Veröffentlichung die doppelte Forderung, daß das Schriftstück nicht in aller Namen veröffentlicht und sein Protest mit abgedruckt werde. Lediglich der ersten Forderung ist stattgegeben worden, der andern nur insoweit, als sich am Schluß des Briefes ein Hinweis auf de Bruins Protest findet.

Natürlich hat auch Zinzendorf, der grade auf dem Wege nach Amerika von der Veröffentlichung des Pastoralbriefs überrascht wurde, durch wiederholte „Erklärungen" sich und seine Gemeine zu verteidigen gesucht. Die verderbliche Wirkung jenes Schriftstücks vermochte er nicht zu verhindern. Das größte Unglück aber war, daß der Pastoralbrief seinen Weg auch in die Kolonien fand und hier in Suriname und Südafrika schnell eine herrnhut-feindliche Atmosphäre schuf. Noch ehe Georg Schmidt selbst von dem heimatlichen Streit ahnt, ist der Pastoralbrief am Kap bekannt und beginnt als tötliches Gift zu wirken, das langsam aber sicher seinem Werk den Untergang bereitet.

4. Der Fortgang der Arbeit bis zur ersten Taufe 1742[1])

Zunächst freilich tut Georg Schmidt, unbekümmert um ferne Wetterwolken, in fröhlichem Gottvertrauen sein Tagewerk. Es ist in mehr als einer Beziehung

keine leichte Arbeit. Zunächst gilt es, den Leuten die primitivsten Stücke äußerer Kultur beizubringen. Arbeit für den eignen Lebensunterhalt kennt ihr träges, bequemes Dasein überhaupt nicht. Ihre großen Herden, mit denen sie von einem Weideplatz zum andern ziehen, liefern ihnen die Hauptnahrung. Die Frauen suchen Wurzeln als Zukost. Allenfalls geht man einmal auf die Jagd, wenn wilde Tiere die Herden schädigen. Branntwein und Tabak bekommt man von den Europäern als Entgelt für verkauftes Vieh. So ist es ein Leben in den Tag hinein, das keine Mühe und keine Arbeit kennt. Wir ahnen, welche Hindernisse solches Denken und Leben Schmidts Arbeit in den Weg legen muß. Nur ganz allmählich bringt er „sein Volk" zum Bau soliderer Hütten. Er legt ihnen selbst Gärten an, pflanzt Bohnen, Erbsen, Radiesel, Zwiebeln, Salat, Blumenkohl, Wein, Pfirsiche und manches andre noch. Er wagt den Getreidebau. Die Leute schütteln die Köpfe über diesen Arbeitsfleiß und helfen ihm nur gezwungen, wenn sie mit ihrem Tabak wieder einmal zu Ende sind. Immer wieder muß er sie ernstlich verwarnen, da sie ihr Vieh achtlos ins Getreide laufen lassen.[2]) Allmählich fängt er an sich selbst wohnlicher einzurichten. Von den kleinsten Dingen des alltäglichen Lebens gibt er uns im Tagebuch treulich Bericht. Wir hören, wie sein Haus Schornstein und Fenster bekommt, wie er den Vorplatz mit Steinen pflastert, wie er sich bei Mondenschein einen Abtritt baut. Wir nehmen daran teil, wie er sich eine Leiter zimmert, wie er Sauerkraut macht und Kaffee brennt und wie er Schlachtfest hält. Erst Ende 1741 baut er sich einen Backofen, um eignes Brot zu backen. Bis dahin bringt der Bote, den er regelmäßig nach dem Kompanieposten schickt, um Reis,

Fleisch, Seife und andre Dinge zu holen, auch das Brot von dort mit. Wir begleiten ihn weiter auf die Jagd, ob sie nun dem Maushund gilt, der seine Hühner frißt, oder dem Wolf, der ihm die Ziegen raubte. Ein besondrer Festtag für sein Völkchen ist es, als sie am 11. Juli 1740 eine „Seekuh" (= Nilpferd) erlegt haben. Das Tier hat sich noch über das Wasser retten können und wird nun ein paar Tage darauf im Triumph eingeholt: „Heute früh (14. 7.) nach dem Gebet ließ ich meine Mannsleute, welche zu Haus waren, einen halben Wagen mit Ochsen anspannen, und ich ritt mit ihnen nach der Seekuh eine Stunde Wegs. Als ich dahin kam, so ließ ich Jannke Tikkuie oberschwimmen und lange Stricke anlegen, und wir zogen sie übers Wasser an unsre Seite. Sie ist so groß als ein polnischer Ochs. Aber sie hat noch mehr Fleisch an sich, und sie hat auch Speck über sich. Ein Fell hat sie dicker als ein Finger und von außen glatt als ein Fisch. Kurze Füße und einen abscheulichen Kopf, das Maul 2 Spannen breit und 2 große Zähne, 6 Zoll lang und 2 Finger breit und 2 Finger dick. Die andern Zähne sind kleiner. Wir haben den ganzen Tag damit zugebracht. Als wir alles in Stücken gemacht hatten, so haben wir aufgeladen und sind nach Haus gefahren. Einige Manns bewachten das übrige Fleisch über Nacht. Abends kamen wir zu Haus."

Aber diese äußeren Dinge sind ja nur Mittel zum eigentlichen Zweck, den Leuten persönlich nahe zu kommen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Jeder Tag beginnt mit einer kurzen Andacht und dem Unterricht im holländischen Abc-Buch, abends findet dann eine erbauliche Versammlung statt. Zwischenein ist der Tag reichlich mit praktischer Arbeit ausgefüllt, die aber nach Kräften der geistlichen Arbeit dienstbar gemacht wird.

Der Tageslauf liefert ihm die Gleichnisse für das innere Leben. Als er eine Mauer um den Kraal baut und dazu das Fundament legt, kommt ihm Jesu Wort aus der Bergpredigt (Matth. 7, 24) in den Sinn, und er gibt es seinem Volk weiter. Ein andermal berichtet er uns: „Heut nachmittag habe ich dem Afriko in seinem Garten kleine Pfirsichbäume geschnitten. Ich redete mit ihm, wie daß der Mensch von Natur bei einem wilden Baum zu vergleichen sei." Jede Gelegenheit nutzt er, um vom Heiland zu zeugen. Wenn seine Leute von einer Reise heimkommen, ist das seine erste Frage: habt ihr auch mit jemandem vom Heiland geredet? Dabei ist es ein schlichtes, im eignen Leben erprobtes Heilandschristentum, das der Fleischergeselle seinen Hottentotten verkündigt: Ihr müßt nur dem Heiland, der euch durch sein Blut erlöst hat, euer Herz schenken, müßt nur glauben *wollen*, so wird er schon für alles weitre sorgen. Diese Predigt verfehlt ihren Eindruck nicht, sie greift immer wieder an die Herzen, davon gibt das Tagebuch Schmidts manches Zeugnis. Aber auf der andern Seite macht die einseitige Zuspitzung auf das Nur-glauben-*wollen* ihn in seinem Urteil doch oft ungerecht und erschwert seinen Worten den Eingang.

Denn es ist allerdings *harter* Boden, auf den er seinen Samen streut. Das zeigt uns eine Szene aus dem April 1741 so recht deutlich:

29. 3. 1741: „Die Mannsleute kamen nicht in die Versammlung. Ich fragte die Frauen, wo die Mannsleute wären. Sie sagten: bei Afriko, beinah am Trinken. Afriko hatte mit Bubbesack lassen Branntwein mitbringen. Nach der Versammlung ging ich aber in Afrikos Haus. Da waren meist alle Mannsleute beisammen. Ich fragte sie, was sie machten, daß sie nicht

in die Versammlung gekommen wären. Sie gaben zur Antwort: wir haben hier sitzen sprechen miteinander. Ich sagte: was gilt's, ihr seid am Trinken. Afriko sagt: ja, wir haben was getrunken. Er hatte auch was im Kopf davon, den andern aber konnt ich nicht was anmerken. Wilhelm war nicht darbei. Ich sagte zu Afriko: ihr habt schon soviel gehört vom Heiland, und da ihr andern ein Vorbild geben sollt, so seid ihr andern eine Gelegenheit zur Sünde. Er hatte ein loses Maul auf mich und sagte unter anderm, er könnte wohl fühlen in seinem Herzen, daß er hier nicht lange bleiben würde. Ich sagte: wenn's euch hier nicht ansteht, so könnt ihr gehn, wohin ihr wollt. Den andern sagte ich auch deutsch die Wahrheit. Ich sagte: schämt ihr euch denn nicht? Ich habe schon so viele Mühe an euch getan, mein Leben und alle Kräfte daran gewagt aus Liebe vor euch, und ihr wißt mir keinen Dank davor. Darnach ging ich wieder nach Haus. Den 30. März kamen nicht mehr in die Versammlung als Wilhelm und einige Mägden. Den 31. März nach Mittag ritt Afriko und Kybbodo an den Hartebeest-Kraal. Mit meinem Wilhelm redete ich vieles vom Heiland,[2]) wie daß er sich nicht daran kehren sollte, wenn gleich Afriko wegginge und den Heiland verließe. Er sagte: ich habe heute schon davon gesprochen und gesagt, daß wiewohl ich auch noch ein armer Mensch bin, ich doch beim Heiland bleiben will. Ich sagte zu ihm, wenn alles Volk von hier aus dem Lehren sollte weggehn, so würde ich wieder nach Europa gehen, und wenn er den Heiland lieb behielt, so wollt ich ihn mitnehmen. Er war recht sehr froh. Den 1. April heute vergangene Nacht kam Afriko und Kybbodo wieder zu Haus. Darnach kamen 16 ans Lernen, von Mannsleuten nicht mehr als Wilhelm und Moses, die andern blieben wieder zu Haus.

Nach dem Lehren ließ ich ihnen aber sagen, sie sollten machen, daß des Saufens hier ein Ende würde, und wer hier nicht bleiben wollt, sollt sich hier vom Ort wegmachen, oder ich würde ihnen mit dem Stecken oberkommen. Die Mannsleute waren auch wieder in der Versammlung als Afriko nicht. Den 2. kam Afriko zu mir und sagte, er käme, um mir zu sagen, daß er den Wagen nach einem Bauernplatz schicken wollt mit etwas Geißel-Stocken; und wenn der Wagen wieder zu Hause käme, dann wollt er hören, was ich ihm sagen würde. Ich sagt: Afriko, ihr wißt schon, was ich euch gesagt habe. Wenn ihr's so macht, als ihr nun angefangen habt, so macht nur, daß ihr von hier wegkommt. Und vor die Lügen, die ihr mir ins Gesicht gesagt habt, will ich euch noch lassen passieren, weil ich den Heiland kenne. Kennte ich ihn aber nicht, so wollt ich euch was anders weisen. Er hat mir den 29. März abends, als ich bei ihm war, solche Lügen schuld gegeben, wovon ich nicht einen Gedanken gehabt, solang ich in Afrika bin. Unter anderm hat er gesagt, er hätte darum sein Bestes getan und gearbeitet, um diesen Ort zu verlieren, daß wenn ich ginge, wie er gehört hätte, ich den Ort verkaufen könnte und das Geld in meinen Sack stecken. Ich hatt ihm darauf zur Antwort gegeben, wie daß ich ihm davor keinen Dank zu sagen wüßte, weil der Ort nicht meine sei, und wenn ich wegginge, so würde ich nichts von dem Ort haben als meine Mühe zum besten, die ich darauf getan habe, und andre Lügen mehr. Ich fragt ihn nochmals heute, ob ich ihm was schuldig sei. Er sollt nur sprechen, ich wollt es ihm bezahlen. Er sagte: nein, und er bezeugte sich heute eben noch ganz unschuldig zu sein bei allem, das er getan hat. Und so ging er wieder nach Haus. Abends waren von Mannsleuten nicht mehr in der Versammlung als

Wilhelm und Moses. Den 3. April heute kam Afriko und Kybbodo und Bubbesack und Jannke Tikkuie. Sie baten mich, daß ich es ihnen doch noch vergeben möchte, was sie getan hätten. Ich sagte zu Afriko, wenn er mir versprechen könnte, daß er ins künftige von solchen verkehrten Dingen abbleiben wollte, dergleichen er diesmal gemacht hätte, und es ihnen ein wahrhaftiger Ernst wäre, dem Heiland Gehör zu geben, so wollt ich ihm alles vergeben. Wär's aber nicht so, so könnt er von hier weggehn. Er sagte, ich sollt's ihm nur noch diesmal vergeben, er wollt's nicht mehr tun. Ich sagt: es ist euch vergeben. Zu den andern sagt ich, sie sollten sich untersuchen, ob sie Sinn hätten, den Heiland kennen zu lernen oder nicht. Wär's nicht so, so könnte sie auch das Lehren nichts helfen, und sie hätten Freiheit, nun von hier wegzugehn. Sie baten mich auch, daß ich es ihnen vergeben möchte, was sie getan hätten. Ich sagte: es ist euch vergeben. So gingen sie wieder nach Haus."

Auch sonst hat Schmidt oft über unregelmäßigen Versammlungsbesuch und häufiges Ausbleiben seiner Leute zu klagen. Immer wieder einmal heißt es im Tagebuch: Das meiste Volk kam nicht in die Versammlung. — Das Volk kam zu spät in die Versammlung. So gilt es eine mühsame und viel Geduld erfordernde Erziehungsarbeit. Daß Schmidt dabei nicht ohne pädagogisches Geschick zu Werke geht, zeigt folgender Bericht vom Mai 1741:

„Den 22. Mai heute früh gingen wieder einige Rinder auf meiner Gersten herum. Als einige ans Lehren kamen, so ließ ich sie wieder so nach Haus gehen, um daß sie ihr Vieh nicht auspassen. Es verdroß mich auch, denn es ist eine Bosheit von ihnen. Sie stehen und sahn das Vieh gehen, halten es aber nicht ab, bis daß es Schaden getan hat. Zum Abend hatten

sie wieder Kälber auf dem Korn, abends hielt ich keine Versammlung. Den 23. heute früh kamen einige ins Gebet. Ich sagt zu ihnen: wer wollt vor ein solch ungehorsam Volk beten, als ihr Leute seid. Macht ihr vor, daß ihr Viehwächters zu eurem Vieh stellt, und solang ihr das nicht tut, so kommt vor mein Gesicht nicht mehr. So gingen sie wieder nach Haus. Darnach kam Wilhelm zu mir und sagt, er wollt die Rinder aufpassen. Ich sagt: so geht zuvor oder und fragt alle Mannsleute, ob sie euch bezahlen wollen oder nicht. Darnach kommt und sagt mir's wieder. Sagt ihnen aber darbei, daß sie auch einen Knaben halten müssen, um die Kälber zu hüten, und was auf mich käme, das wollt ich ihnen bezahlen. ... Darnach kam Wilhelm wieder und sagte, er hätte die Mannsleute alle gefragt, ob sie ihm bezahlen wollten. Die meisten hätten ihm darauf keine Antwort gegeben. So sagt ich zu ihm, er sollt nur zum Vieh ins Feld gehen und gut darauf acht geben. Ich wollt schon sehen, was daraus werden würde; sie sollten mir vor mein Gesicht nicht kommen, bis daß sie getan würden haben, was sie tun sollten. Abends kamen einige in die Versammlung, die ließ ich wieder so nach Haus gehn und sagt zu ihnen: ihr sollt mir niemand nichts hören, bis daß ihr getan habt, was ihr zu tun schuldig seid. Sie haben heut sollen einen Knaben stellen, um die Kälber zu hüten, das haben sie nicht getan. Den 24. Mai heute früh kam Wilhelm und Moses zu mir, um zu lesen. Ich fragt sie, ob schon ein Knabe gestellt wäre zu den Kälbern. Sie sagten: es ist noch nicht geschehn. Ich sagt: also darf mir auch noch niemand kommen zum Vorlesen. Wollten sie aber, so könnten sie solang nachlesen, bis daß die Sache zu Ende wäre. Denn ich würde mein Wort nicht zurücknehmen, und ich wollte doch einmal wissen, was ich vor

Leute hätte. Mit Trotzköpfen möcht ich nichts zu tun haben, und mit mir zu trotzen hätte niemand nötig. Sie sagten, das wäre doch wahr; und so gingen sie zum Vieh ins Feld... Abends hielt ich keine Versammlung, es kam auch niemand. Den 25. Mai heute früh kam Bubbesack zu mir und sagt, er wollt seinen Sohn lassen die Kälber hüten. Ich sagt: ihr wißt ja, was ihr tun sollt; ich hab's euch schon einige Mal gesagt.... Abends las ich das 20. Kapitel im zweiten Buch Mose und redete über den 5., 6. und 7. Vers. Einige waren nicht in der Versammlung."

Auch die Kindererziehung der Eltern macht ihm manche Not. Am 6. Februar 1740 schreibt er: „Abends erklärte ich den 50. Psalm. Darbei bestraft ich die Kinder über ihre Leichtsinnigkeit im Beten." Den 7. 3. 42: „Ich hatte auch die Eltern wieder angesprochen über ihre Kinder. Des Tags so lassen sie die Kinder herumlaufen und schreien, und sie strafen sie nicht. Und des Abends so kommen sie mit den Kindern in die Versammlung. Denn so haben sie mit den Kindern zu tun, um sie vom Schlaf aufzuwecken." So können wir es wohl verstehen, wenn sein Tagebuch am 10. April 1741 in großer Mutlosigkeit ausklingt: „Mit meinem Volk sieht es schlecht aus. Sie haben eine Zeitlang in Verdruß unter einander gelebt über äußerliche Dinge, über ihr Bauen und über ihr Vieh, und sie können sich noch nicht recht herausfinden. Ich hab sie einige Mal gewarschaut (holl. = gewarnt) und gesagt: wenn ihr den Heiland wollt kennen lernen und als Brüder und Schwestern sein, so müßt ihr's doch so unter einander nicht machen. Aber es ist ein sehr wunderlich Volk. Der Herr erbarme sich darüber! Wilhelm ist vor die Zeit der beste. Meine Schultern haben viel zu tragen, aber der Herr weiß es. Vergeßt ihr mich nur nicht!"

Hier zeigt uns der Hinweis auf Wilhelm als den „vor die Zeit besten“ zugleich, daß es doch nicht nur schmerzliche Erfahrungen sind, die Schmidt mit seinem Volk macht. Er darf auch Fortschritte sehen. Einige beten bereits selbständig miteinander, und jener Wilhelm, dessen besondrer Obhut er die Knaben anvertraut hat, erweist sich als ein nachdenklicher Mensch, in dessen Herzen der gute Same zu keimen beginnt. Einige Stellen des Tagebuchs zeigen das besonders deutlich. Sie geben uns ein gutes Bild von Schmidts Missionserfolgen wie von der Art und Weise seiner Missionspredigt. Den 28. 8. 1741: „Darnach redete ich mit Wilhelm. Er war in seinem Garten. Ich fragt ihn, wie daß es unter seinen Mitbrüdern aussähe. Er sagte: wir leben untereinander als fremde Menschen. Ich mit den Knaben und mit Dunker, die wir miteinander beten, wir fragen einander, wie daß ein jeder gestellt ist. Ich sagt: das ist doch ein elendes Leben unter euch Leuten. Aber, sagt ich, wie geht's denn euch? Er sagt: ich denke, wo sollt ich anders hingehen, wenn ich vom Heiland wegginge?“ Den 24. 1. 1742: „Heut früh kamen vier um zu lesen und vorlesen. Dabei so fragt ich den Bruder Wilhelm, ob er nicht manchmal mit jemand von seinen Leuten was vom Heiland redete. Er sagte: ich nehme dann abends das Testament und lese nach, was wir in der Versammlung gehört haben, und sage dann zu meinem Volk: seht, wir sehen es mit unsern Augen, daß es so geschrieben steht, als wir hören vom Heiland.“ Den 6. 3. 1742: „Ich fragt ihn: wie steht denn euer Herz mit dem Heiland? Er sagte: ich verwundre mich manchmal über mich selbst, nun daß ich soviel höre vom Heiland, und ich fühl es, daß es Wahrheit ist, und doch finde ich noch soviel Unglauben bei mir. Ich sagte, der Glaube sei eine Gabe

Gottes. Man hätte ihn von Natur nicht. Er sollte nur den Heiland auch darum bitten. Dabei so redete ich mit ihm vom Kreuzestod des Heilands. Er sagte: ich habe heute noch gesprochen vom Apostel Paulus, wie daß er in drei Tagen Gnade gekriegt habe. Ich sagte: es ist wahr, am Heiland fehlt's nicht. Er will bald helfen, wer ihm nur glauben kann. Er sagte: es kamen mir Gedanken ein, du sagst wohl lange schon: ja, ja, es ist wahr, was der Heiland getan und gesprochen habe, und du hast doch noch nicht Gnade gekriegt. Dein Glaube muß also wohl nicht recht sein. Ich sagte, bei solchen Gedanken müßte man sich selbst untersuchen, ob man dem Heiland in Wahrheit glaubte. Denn der Glaube könnte wohl recht sein, aber noch schwach. Zweitens so käme es noch darauf an, ob man's auch glaubte, daß man ein ganz verfluchter Mensch sei, welcher keinen guten Fleck an sich habe, drittens und ob man ganz allein im Blute des Heilands Gnade suchte, oder ob man noch dächte, daß man so bös nicht sei, und durch sein eigene Werken was verdienen wollte; denn man kriegte anders nicht als ein ganz armer Sünder im Blute des Heilands Gnade und zwar umsonst. Er sagte: es ist wahr, ich betraue noch zuviel auf mich selbst. Denn manchmal so denke ich: nun bist du doch schon besser als andre. Aber ehe ich mich versehe, so fall ich wieder in die Sünde. Dann sehe ich wieder, daß ich noch ein Sklave der Sünden bin. Ich sagte: wenn ihr fallt, so müßt ihr nur wieder aufstehn und nicht liegen bleiben; und ihr müßt nicht ruhen können, sondern bitten und flehen den Heiland um seine Blutsgnade, daß er seine Blutskraft an eurem Herzen beweise, so wird's mit euch besser werden."

Wo sich Gelegenheit bietet, gilt Schmidts Arbeit auch den Weißen, besonders bei seinen Besuchen am

Kap. Hier findet er bald Anschluß an einen kleinen Kreis schlichter frommer Leute, die sich so recht als Stille im Lande aus allerlei Gesinntheiten zusammengefunden haben, alle stark beeinflußt durch Jakob Böhme. Wir hören vom Buchbinder Eckert, dem Zinngießer Strauß, dem Bäckerknecht Stolz, dem Barbier Lagebergh, dem Schuster Heydenreich, dem Ziegelstreicher Florus Brandt. Unter ihnen findet er gute Freunde, an ihnen treibt er treue Seelsorgerarbeit. Bei der Witwe Merkel in Hottentotts Holland hat er sein Absteigequartier; und er kehrt nie bei ihr ein, ohne mit ihr und ihren erwachsnen Kindern vom Heiland zu reden. Auch mit den Kolonisten der Nachbarschaft steht er in freundschaftlichem Verkehr. Wenn sie ein Schwein zu schlachten haben, leistet der frühere Fleischergeselle ihnen gern hilfreiche Hand. Und auch dabei weiß er ihnen das Evangelium zu verkündigen: „Beim Schweinschlachten so sagt ich zu 2 Sklaven: liebe Kinder, wie bald ist's auch mit unserm Leben getan, und der Heiland ist gestorben am Kreuz vor alle uns Menschen um unsrer Sünde willen, damit wir wieder leben können. (15. 8. 1741)." Sogar unter den Soldaten findet Schmidt hier und da Eingang. Verschiedentlich hören wir von dem Korporal Karl Kampen, der, von Schmidt bekehrt, ihm bis an sein Ende treue Freundschaft hält.

Freilich die große Mehrzahl steht seiner Arbeit völlig verständnislos gegenüber. Ein Gespräch vom 11. März 1741 ist bezeichnend dafür: „Unter andern Diskursen sagt ein Kommandeur, die Soldaten müßten was zu voraus haben und der Heiland würde es von ihnen nicht so genau nehmen als von andern Menschen. Ich sagt: mein Herr, das steht so nicht geschrieben. Denn der Heiland will wohl alle Menschen zur Selig-

keit haben, wer aber seinen Worten nicht glaubt und ihn kennen lernt, der bleibt doch ein verfluchter Mensch, er mag auch sein, wer er will. Und da kann sich der Soldat so wenig entschuldigen als ein ander. Er sagt: fröhlich sein mit den Fröhlichen wäre ja auch keine Sünde. Es steht ja geschrieben. Ich sagt: ja, aber der Spruch gehört hierher nicht, hat auch den Sinn nicht, wozu sie ihn anführen. Und ich sagt ihnen deutsch die Wahrheit." Wie sehr dieser laxe Standpunkt seine Arbeit schädigt, zeigt der nächste Tag: „Heute vormittag (12. 3.) wurde der neue Korporal vorgestellt. Es kamen auch viele Hottentotten zusammen. So stellten die Kommandeurs ihnen den Korporal auch vor und sagten im Namen des Gouverneurs, daß sie ihm in alles gehorchen sollten. Dabei wurde geschossen und die Trommel geschlagen. Darnach wurde Trank gegeben an die Hottentotten. Die Kommandeurs sagten, nun sollten sie tanzen. Ich versucht, daß sie doch die armen Heiden nicht trunken machen wollten. 2) sagt ich, wenn man als ein Christ sein wollte, wovon man den Namen führte, so sollte man doch den armen Heiden ein besser Vorbild geben und sie nicht zum Tanzen anhalten. Das stunde aber denen Kommandeurs nicht an. Sie gaben mir zur Antwort, sie müßten auch Plessier haben. Ich sagt: Meine Herren mögen dann so tun, als Sie beliebt, aber das müssen Sie wissen, daß ein jeder wird Rechenschaft geben müssen vor dem, der alles richten soll. Und ich ging weg von ihnen ins Haus und setzt mich nieder und schrieb. Sie waren darüber beschämt und kamen hinter mir nach ins Haus. Darnach fingen die Hottentotten an zu tanzen und zu schreien abscheulich. Die Kommandeurs hatten Plessier daran und gingen hinaus, um zuzusehen. Der Korporal aber und noch ein andrer blieben bei mir.

Ich redete mit ihnen vom Heiland und wie seine Nachfolger lebten in dieser Welt. Sie sagten: das ist wahr, was er sagt. In einer Weile ging ich hinaus und sagt an die Hottentotten, das wäre nicht gut, was sie täten. Nach Mittag legten die Herren sich nieder schlafen, die Hottentotten hörten auch auf zu tanzen, und ich schrieb. Zwei Mann von meinem Volk waren auch auf der Post, aber sie blieben von dem Getümmel ab."

Doch nur allzu oft wird die große Verständnislosigkeit zu direkter Feindseligkeit. Das kann uns nicht Wunder nehmen. Dieser Mann, der, wo er geht und steht, mit Weißen und Farbigen vom Heiland redet, wird zum lebendigen Gewissen der Gegend. Und eben das können Soldaten und Kolonisten nicht brauchen. Der einsame Hottentottenprediger wird ihnen ungemütlich, seine Harmlosigkeit erscheint ihnen verdächtig. Und manche pietistische Ketzerei hat man schon aus seinem Munde gehört. Man ist allenthalben aufmerksam auf ihn geworden und beobachtet argwöhnisch und feindselig sein Tun. So schwirren bald die unsinnigsten Gerüchte durchs Kapland, gemeinste Verdächtigungen seines Privatlebens, wie nur gehässige Niedertracht sie aussinnen kann. Und diese Feindschaft wird noch geschürt durch die Geistlichkeit. Sie ist durch den unseligen Pastoralbrief von vorn herein gegen Schmidt eingenommen und vermag so in ihm lediglich den gefährlichen Ketzer zu sehen, vor dessen Eingriffen in ihr kirchliches Hoheitsgebiet sie sich schützen zu müssen glaubt. Ja, wenn Schmidts Schilderung zutrifft, sind jene Geistlichen selbst von der allgemeinen sittlichen Verwilderung angesteckt und treiben im Nebenamt allerhand dunkle Schiebergeschäfte. Da verstehen wir wohl, daß auch ihnen die Anwesenheit jenes Mannes

höchst ungemütlich und peinlich sein muß, und wundern uns nicht, sie im Lager seiner gehässigen Feinde zu finden.

Schon im Dezember 1738 erhält er durch Rhenius heimliche Kunde vom Treiben der Gegner: „Den 14. Dezember bericht mich der Herr Kapitän Rhenius von der Kap durch den Korporal von der Post heimlich, daß der Herr Gezaghebber und die Predikanten recht gegen mich anfingen zu wüten und daß die Predikanten einen senden wollten, um meine Lehre zu untersuchen. Und vom Herrn Gezaghebber bericht er mir, daß derselbe mich gerne von dem Ort wegtreiben wollt. Und darum sollt ich nicht viel Arbeit machen. Ich fragt aber den 15. durchs Los, ob ich im äußerlichen sollt langsam oder drauflos arbeiten. Das Los traf: drauflosarbeiten, und so tu ich auch."[3]) Auf der Durchreise nach Ceylon 1739 bringt David Nitschmann die brüderischen Verteidigungsschriften mit und schreibt triumphierend nach Herrnhut: „Wir haben den Teufel ziemlich zu Tode geredet."[4]) Doch die Beruhigung ist nur vorübergehend. Die Kunde von dem mißglückten Besuch in Ceylon stärkt den Predikanten aufs neue den Rücken, und unermüdlich bekommt Georg Schmidt die üblichen Vorwürfe zu hören, besonders die drei: die Brüder gehören zu keiner Kirche, sie wollen kein Glaubensbekenntnis ablegen, sie wollen nicht mit den Reformierten zum Abendmahl gehen. Wir sehen, die Luft ist geladen, es fehlt nur noch der Funke, um sie zur Explosion zu bringen.

All das ist für Schmidt natürlich recht entmutigend. Es sind dunkle Stunden, durch die er hindurch muß, verdunkelt noch durch mancherlei Gebrechen des schwachen Körpers. Immer wieder einmal klagt er in seinem Tagebuch über Kälte in den Füßen, die ihm die

Kerkerhaft in Mähren eingetragen hat, über geschwollne Hände, über Zahnweh oder „Pein im Leibe". Dazu kommt nun der geringe Erfolg bei seinen Leuten, die ihn, wenn er erkrankt, teilnahmlos in seinem Haus liegen lassen, und auf der andern Seite die Anfeindungen und Verdächtigungen der Weißen. Er sieht sich auf allen Seiten einer Macht des Bösen gegenüber, wie er sie nicht von ferne geahnt hatte. Im kindlichen Glauben war er hinausgezogen, daß sein starker Heiland auch das stärkste Bollwerk der Finsternis im Sturm nehmen würde. Und nun liegt er Jahr um Jahr gegen eine mächtige Festung zu Felde, die sich nicht ergeben will. Da greift die Macht des Bösen auch in sein eignes Leben und an sein eignes Herz. Kleinglaube, mutloser Ärger über sein Volk, Versuchungen des eignen Fleisches machen ihm zu schaffen.

So klingt uns immer wieder aus seinen Briefen und Tagebüchern große Mutlosigkeit entgegen, aber immer wieder kämpft er sich zu neuem Gottvertrauen hindurch. So heißt es in einem Brief*): „Bei meinen ersten Briefen an euch muß ich euch anmerken, daß ihr euch keine so große Vorstellung macht von meinem Volk, denn es ist noch niemand bekehrt, ist auch noch kein Staat auf sie zu machen. Ich hatte selbst mehr geglaubt von ihnen, aber nun lehrts die Erfahrung. Aber das ist wahr, der Heiland hat sich nicht unbezeugt gelassen an ihren Herzen. Aber es ist ein widerstreffig Volk. Denn ich versichre dich, mein lieber Bruder, daß ob noch ein Volk unter dem ganzen Himmel ist mit diesem zu vergleichen, das glaub ich fast nicht, das so halsstarrig und so ungehorsam und so faul und so unerkenntlich. Es hat mir schon manchen Schweiß ausgepreßt. Aber ich weiß, daß sich der Heiland an ihre Unart nicht kehren wird. Denn das ist gewiß, daß der

Heiland noch Seelen kriegen wird aus diesem Volk. Da sterb ich drauf." Und im Tagebuch vom 20. August 1741 schreibt er: „Es treffen mich nun harte Zeiten, starke Versuchungen, und der Teufel und der Unglaube streiten mit meinem Glauben über der Bekehrung der Hottentotten. Mein armer Kopf kann sich manchmal nicht herausfinden, aber das Herz bleibt stille. Wenn eins nicht wär, so könnt ich nicht durchkommen, nämlich das teure Würge-Lammes-Blut, das meinem Glauben hält den Mut, welches besser redet denn Abels Blut; und das ist auch für dieses arme Volk vergossen. Das kann mir kein Teufel bestreiten, und das muß zu seiner Zeit auch noch seine Kraft beweisen an ihren Herzen. Der Teufel mag machen, was er kann, seine Rechnung gilt doch nicht mehr, um daß der rote Strich ihm darüber gemacht ist."

Doppelt schwer empfindet Schmidt die ganze Lage infolge der großen Einsamkeit. Gegen den Brauch der Gemeine war er allein ausgesandt worden, wohl auf Losentscheid hin.[6]) Nun ertönt immer lauter und verzweifelter sein Ruf nach Gehilfen: „Ich habe hier keinen Menschen, den ich um Rat frage als den Heiland. Betet vor mich und mein liebes Volk, die Hottentotten! Das Weizenkorn liegt in der Erden, sobald ich werde Gehilfen kriegen, möchte es aufgehen.[7])" Ein andermal: „Nach Gehilfen verlangt mich sehr, denn alles liegt mir allein auf dem Halse, das Äußerliche sowohl als das Innerliche.[8])"

Daheim finden diese Hilferufe ein freundliches Gehör. Am 17. September 1738 bereits kann David Nitschmann Schmidt melden, daß Paul Schneider zu seinem Gehilfen bestimmt sei.[9]) Gert Hansen schreibt am 18. September: „Unser Bruder Paul Schneider geht heute aus unserm Waisenhaus dir nach. Der

gute Heiland bringe euch zusammen und lasse euch in vollem Segen miteinander arbeiten.[10])" Und in einem Überblick über die Aussendungen vom Dezember 1738 heißt es: „Zwei (!) gehen nach Capo di bona esperanza.[11])" Schneider reist nun nach Holland, wo Lelong wohl Anfang 1739 in Zinzendorfs Namen ein Gesuch an die Kompanie richtet mit der Bitte, Schneider und seiner Frau die Ausreise zu gestatten.[12]) Wohl noch ehe die Entscheidung fällt, stirbt Schneider am 30. März 1739. Im November desselben Jahres macht Zinzendorf einen erneuten Versuch. Um künftigen Verhandlungen den Weg zu ebnen, reicht er der Kompanie folgenden von ihm und Nitschmann unterzeichneten Vermittlungsvorschlag ein: „Als wollen wir mit herzlicher Erkenntlichkeit vor die ehemalige gütige Assistenz Ew. Hochedelgebornen den unmaßgeblichen Vorschlag tun, unsre künftig unter die Heiden begehrende Brüder zu Amsterdam examinieren zu lassen, versprechen dabei, weil zwischen denen Ober-Teutschen und der Herrnhutischen Gemeine einiger Unterscheid, und wider die in Holland subsistierende Glieder Streit ist, daß Christlicher Liebe und Nachgebens halber unsre Boten allemal über das Examen, dem sie sich unterwerfen, aus bis daher ganz unverdächtigen Gemeinen genommen und von uns mit besonderen Zeugnissen sollen versehen werden." Arwed Gradin wird beauftragt, in diesem Sinne mit der Kompanie zu verhandeln. Doch scheinbar ohne Erfolg. Denn als man im August 1740 den Kandidaten der Theologie, Johann Jakob Schweickhardt aus Tübingen, der den genannten Bedingungen entspricht, dem Rat der Siebzehn präsentiert, wird dessen Gesuch brüsk abgeschlagen.[13])

So geht es für Georg Schmidt durch viel Hangen und Bangen, und jeden Lichtstrahl, der ihm Erlösung

aus seiner drückenden Einsamkeit verheißt, begrüßt er mit jubelnder Freude. Als er von der Berufung Schweickhardts hört, schreibt er dem ihm persönlich Unbekannten einen begeisterten Brief: „Wie sehr ich dich lieb habe, das mag dir der sagen, der mein und dein Herz kennt. Sein Name ist wunderbar, und wunderbar sind seine Wege. Dem Stolz der Hottentotten, die aller Tempel spotten, wird er noch setzen das Kreuz zur Grenz. Und sollte es auch gleich noch viele Jahre dauern, so müssen aus ihnen doch noch des Heilands Blutsgemeine werden. . . Mein Herzensbruder, nun gilt kein Schweigen mehr. Denn der Herr wird in diesen Tagen noch die ganze Welt vor uns offen geben und mit seinem Schwert vor uns herhauen, und wir werden sein Geräte tragen bis unter alle Völker mit dem Blutssiegel an unsern Stirnen zum Schrecken unsrer Feinde; denn der Herr wird von seinen heiligen Worten nicht eins auf die Erde fallen lassen, denn sie sein Amen so wie er selbst. . . . Der Herr segne dich und durchdringe deine ganze Seele mit seinem heiligen Blute und gib dir Glauben und einen Heldenmut, damit du es wagen kannst über das wilde Meer. Wenn du nicht bald zu mir kommst, so werde ich euch besuchen kommen auf eine zeitlang."[14])

Den Gedanken einer Europareise hat Schmidt in dieser Zeit auch sonst ernsthaft erwogen. So schreibt er am 1. Februar 1742 an Zinzendorf: „Ich bin von Sinns, nicht mehr lang hier zu bleiben, sondern so der Herr will und ich lebe, so werde ich bald wieder zu euch kommen. Denn die erste Hauptursach ist diese: meines armen Volks ihr Unglaube und Trägheit, die 2te Ursach ist, um daß ich keine Gehilfen kriege, die 3te Ursach ist, um daß ich unter den so vielen Verkehrtheiten dieses Volkes selbst Schaden gelitten in meinem

Innern, welches ich Ihnen hoffe mündlich zu sagen, wenn mich der Herr wieder zu Ihnen gebracht wird haben." Allerdings bemerkt er dazu in einer Nachschrift: „Verstehn Sie mich, mein lieber Bruder, nur recht. Ich verlasse mein Volk nur auf eine zeitlang, um euch zu besuchen.[15]) Ich lasse alles hier, was ich habe, außer dem, was ich nötig habe auf dem Schiffe. Denn ich will leben und sterben für die Hottentotten." Zunächst freilich hat Schmidt den Plan einer Heimreise noch einmal aufgegeben. Im März 1742 erhält er die schriftliche Ordination und damit eine neue Ermutigung. Nun hat er die Freude, durch die Taufe der Erstlinge sein mühevolles Werk krönen zu können. Er ahnt nicht, daß die Krönung des Werkes dessen Todesurteil bedeutet.

Ehe wir von diesem letzten Akt zu sprechen haben, müssen wir noch einen Blick auf die Mitarbeit der Heimatgemeine werfen.

5. Die heimische Missionsgemeine

Daß wir von einer heimischen Missionsgemeine sprechen können, ist das einzigartig Neue, das mit der Missionsarbeit der Brüdergemeine in die Erscheinung tritt. Als die ersten Sendlinge des Pietismus im Dienst der dänisch-hallescheu Mission nach Trankebar zogen, taten sie es als königlich-dänische Missionare, die dem dänischen König und dem von ihm eingesetzten Missionsdirektorium allein verantwortlich waren.[1]) Die Erfolge ihrer Arbeit aber verdankten auch jene Heidenboten schon nicht den Anregungen, die von dort kamen. Ihre geistliche Heimat, den eigentlichen Nährboden ihrer ganzen Missionsarbeit fanden sie in den Kreisen der Erweckten, die sich um Halle

sammelten. Dort wurden ihre Berichte gedruckt und gelesen, dort wurde ihre Sache auf betenden Herzen getragen. Als darum mit dem Ende des hallischen Pietismus jene Kreise verschwanden und stattdessen der Zeitgeist der Aufklärung auch in die Missionsarbeit eindrang, war damit auch dieser das Todesurteil gesprochen.

Fast gleichzeitig sendet Zinzendorf seine Boten aus. Aber sie gehen nicht als Gesandte des einen Grafen, auch nicht im Namen einer kleinen Schar von Erweckten, denen die Ausbreitung des Reiches Gottes am Herzen liegt, sondern sie gehen als Boten einer Gemeine. Einer Gemeine, die auf wunderbaren Wegen (1722) von Gott am Hutberg äußerlich zusammengeführt worden war und die sich an ihrem 13. August 1727 auch innerlich zusammengefunden hatte. Diese Gemeine steht hinter ihren Boten, sie sendet sie als ihre Boten, um unter Christen und Heiden den Heiland zu verkündigen.

Diese Gemeine steht auch hinter Georg Schmidt, sie erbaut sich an seinen Tagebüchern, sie ist mit ihrer Teilnahme und ihrem Gebet um ihn mitten in der größten Einsamkeit dieser Jahre. Davon zeugen die vielen Briefe hin und her, die zwischen der Gemeine und ihrem Boten tausend feste Fäden der Liebe und des Glaubens knüpfen. Darum mag die Teilnahme der heimischen Missionsgemeine auch an dieser Stelle aus ihren Briefen reden:[2])

Marienborn, den 17. September 1738.

Mein teuerster Bruder Schmidt,

Deine Nachricht von der Capo hat mich herzlich erfreuet, daß dich der Heiland nicht allein gesund hat hingebracht, sondern auch dir einen Ort bereitet zu

wohnen und den armen Heiden das Evangelium zu verkündigen mit Kraft und Segen. Mein lieber Bruder, stehe aber dabei auf der Hut und sage den Hottentotten nichts anders als daß ein Heiland sei, der aus Liebe vor alle Menschen gestorben, daß sie nur an den selbigen glauben sollen und durch ihn selig werden. Denn auf seinen Kreuzestod und blutigen Wunden haben wir und alle Gläubigen Ruhe gefunden. Laß keinen vor heilig passieren, wenn er auch noch so ehrbar lebet, und Jesus ist ihm nicht erst zur Weisheit und zur Gerechtigkeit worden und zur Heiligung. Denn es gibt auch Heiden, die ehrbär leben können und doch kein neues Leben oder neue Kreatur in Christo geworden sind. Aber die muß ein jeder Heide, der ein Christ sein will, haben. Zeiget sich was an den Hottentotten, daß sie an Jesum gläuben, so können sie auf Christi Tod getauft werden im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, daß sie als Glied an dem Haupte Jesu hangen und in die Gemeinschaft eingenommen. Der Heiland, der mit seinem Geiste kräftig ist, lehre dich in allem so handeln nach dem Zeugnis des heiligen Geistes. Unter uns ist alles in voller Bewegung, und wir denken auf viel Beute .... Die ledigen Brüder sind voll von rechter Begierde nach Heiden, und Paul Schneider ist aus Liebe zum Heiland und dir mit großem Verlangen dein Gehilfe worden und eben mit der Vocation als ein armer Sünder dahingegangen... Paul Schneidern nimm auf, wenn er kommen wird, als einen Bruder, der dich mit unterstützen kann mit Gebet, er kann dir auch viel Nachricht geben von allen Umständen und von dem Werke des Herrn, wie es bei uns gehet....

Einen solchen Heiland haben wir, auf den man viel wagen kann. Er ist mit seiner Kraft unter seinen Glie-

dern, die sich ihm ergeben, allein vor ihn zu leben. Das muß in allen Landen unser Zweck sein; weder Schönheit des guten Landes oder desselben Früchte zu genießen,[3]) muß uns gefallen oder aufhalten und stören in dem Zweck und Willen Gottes. Der Friede Jesu sei über dir ewiglich, amen. Ich grüße und küsse dich mit allen Hottentotten sehr herzlich und verbleibe dein armer Mitstreiter

David Nitzschmann
Bischof.

P. S. Meine Frau grüßet dich auch sehr herzlich.

Texel, 14. Dezember 1738.

Mein lieber Bruder Schmidt.

Sehr herzlich hast du mich erfreuet, das ist wahr, und ich weiß nicht, was ich sagen soll. Dein Versgen, das ich dir am 13. August 1737 gemacht habe: Besinnet euch, ihr Kinder, daß Schmidt, der arme Sünder, auf die Vocation, die Simon dort empfangen, zun Hottentotten gangen, zu zeugen von der Dornenkron, das bleibt mir und soll mir bleiben ewiglich. Hättest du, mein Bruder, Erlaubnis vom Heiland bekommen zu bitten, daß dir ein Gehilfe gesandt würde, so wäre es mit Freuden geschehen, und ich glaube, der Heiland hätte durchgeholfen, denn damals war's Zeit; seitdem aber ist ein Wirbelwind und eine Verfolgung gegen die Gemeine entstanden, daß man nicht weiß, werden sich die Herren durch die Lehrer lassen abschrecken, euch diesmal die schon fertig gestandene Gehilfen nicht zukommen zu lassen; dann muß es noch eine Weile warten. Mein Herzensbruder! Wie weit bist du denn mit deinem lieben Volk? Was sagt man denn diesen Kindern? Was machen sie denn mit dem Heiland? Lernen sie ihn kennen, oder bleibt's

bei dem Erkenntnis Gottes? Ach Bruder! Bewahr die teure Beilage. Unser Jesus sei dir alles. Sein Blut bringe an, sobald du kannst. Überzeuge die Hottentotten, daß sie Sünder sind; und wenn sie das glauben, so mache, daß sie zu Fuße fallen und Gnade suchen. O könnte ich dir mein ganz Herz deswegen ausschütten und könnte dich anfüllen mit einem sehnenden Verlangen nach diesen Seelen, wie ich es denn schon mächtig in dir merke. Nur die Schmach der Helden, das Schiboleth vom kleinen Heer, die Bluts-Theologie, das — opfer, den Frieden durch sein Fleisch, die Gnadenwahl in den Nägelmalen und in der Seitenwunde, das sei deine Kraft. Ich bin

dein Zinzendorf.

P. S. Kommt Nitschmann an Land, so wird er wohl mehr sagen. Frage mich, so will ich dir antworten.

Beilage:

Besinn dich, Überwinder!
daß Schmidt, dein armer Sünder,
auf die Vocation,
die Simon dort empfangen,
zun Hottentotten gangen,
zu zeugen von der Dornenkron.

Nimm ihn in deine Hände
und mittle und vollende
dein Gnadenwerk mit ihm,
und laß ihn deine bleiben
und deine Sache treiben,
daß es dem Streiterzeugen ziem.

Laß seine lieben Leute
dir ja zu einer Beute
und deinem blutgen Schweiß

auf dieser Segens-Erden
zu einem Lohne werden
und mache ihre Herzen heiß.

Gib ihnen tapfre Streiter
und treue Wegbereiter
in dieser Erntezeit,
laß unsre Kreuzeszeugen
sich fröhlich vor dir neigen
und deines Stabes Herrlichkeit.

Ich will mich innig freuen,
wenn ich mit meinen Treuen
durch Blut und Glut zurück
zu unsern Brüdern kehre
und etwas neues höre
von unsers Schmidts Apostel-Glück.

Treue und auserwählte Kreuzesbrüder in Jesu,*) unserm mit Blut versiegelten Heilande und Könige.

Ich grüße und küsse euch aus der innersten Liebe meines Herzens. Vorerst dank ich euch herzlich, meine lieben Brüder, insbesondre welche ihr an mich geschrieben habt, und wünsche euch von ganzem Herzen, daß alle die Wünsche, die ihr an mich tut, zugleich auf euch mit verdoppeltem Maße ruhen mögen. Denn eure Briefe haben mich sehr herzlich erfreut, das ist wahr. Insgesamt aber wünsche ich vor unser ganzes Chor die ganze Fülle Gottes unsers Herrn, strömend mit Gnade und besonderen Kräften, daß alle eure Blutstropfen mögen durchdrungen werden von der Blutskraft unsers aus Liebe zu Tod gemarterten Heilandes. Und dieses wünsch ich mir auch. Was ich euch mehr von mir schreiben kann, ist, daß ich nichts wert bin, aber aus Gnaden bin ich, das ich bin. Ich lebe im Glauben des

Sohnes Gottes, der mich geliebt hat, ehe der Welt Grund geleget ward, und weiß, daß er mir meine Beilage bewahren wird bis ans Ende und meine Sache ausführen. Dabei geht's durch manche Proben von außen und innen, zuweilen daß ich sagen möcht, wie es heißt: verliere gar den Weg, nur nicht den Glauben. Aber ich weiß, daß er treu ist, der gesagt hat: eure Haare des Haupts sind alle gezählt, und der gesagt hat: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Und er hat sich gesetzt zur Rechten der Majestät und herrscht über alle Kreaturen im Himmel und auf Erden. Mit einem Wort: wir müssen das Feld behalten mit allen denen, die seine Erscheinung lieb haben. Und wenn gleich die Welt voll Teufel wär, der Herr lebet, und gelobet sei unser Hort, der uns Hilfe tut, Halleluja.

Wie schön klingt mir in meinem Ohre
der Helden Mut von unserm Chore,
darüber freut sich Herz und Sinn.
Ihr seid gerüstet zu dem Streite,
ja nur frisch an, viel tausend Beuten
warten euch schon, o Heldenblut.
Viel tausend Heiden auf der Erden
warten noch, daß es Licht soll werden
vom süßen Evangelio.
Darum umgürtet eure Lenden
und steht bereit, habt Stäb in Händen
zu gehen, wenn's der Herr erlaubt.
Ihr habt euch ja schon satt gegessen
und lange in dem Schoß gesessen
der Löwin, unsrer Mutterstadt.
Was fehlt euch noch zum Streiterorden?
Ihr seid ja schon gezeichnet worden
mit Jesu Kreuz und Heldenblut.
Doch was will ich euch noch viel sagen,

ihr habt nicht nötig was zu fragen,
darum weil euch die Salbung lehrt.
Doch eins will ich mir noch ausbitten,
gedenkt an mich in eurer Mitten,
wenn euer Herz in Lieb zerfließt.
Nehmt mich auf eure Glaubensflügel
und schwingt mich auf zum Sternenhügel
vors Lamm, das wie erwürget war.
Ich Armer, euer Kreuzesbruder,
bleib mit euch an dem Kirchenruder,
mit Blut verschrieben bis in Tod.
Ich will nicht eher gern abscheiden,
bis viele tausend, tausend Heiden
das blutverwundte Lamm erhöhn.
Darauf geb ich euch Herz und Hände,
verschworen Treu bis an das Ende;
der Herr mit uns, Halleluja.

Dieses ist der Sinn eures nichtswürdigsten, allergeringsten George Schmidt.

Africa, den 3. November 1739
am Sergeant Rivier.

Betet vor mich und vergeßt mich nicht. Laßt kein Stillschweigen sein, bis alle Lande das Heil unsers Gottes sehn und vot ihm anbeten alle Geschlechte der Heiden, und NB. gedenkt, daß ich alleine bin und kommt mir doch zu Hilf. Ich warte nach Gehilfen von ganzem Herzen. Seid von mir alle sehr herzlich gegrüßt und geküßt.

Lieber Bruder Schmidt.

Ich küsse dich, liebe dich und ehre dich, ob ich dich gleich nicht gesehen. Denn du bist ein Knecht des Herrn und hast sein Werk vor dir, und er steht dir zum Segen bei.

Laß nur die Hände nicht läßig werden, laß nur die Knie nicht wanken; werde nur nicht mattherzig; denke nur nicht, die Gemeine habe dich vergessen oder der Heiland will die Sache nicht recht fördern, die du in der Hand hast. Sei getrost und ein Held im Herrn. Derer, die bei dir sind, sind mehr als der Feinde, die wider dich sind. Sind sie, die Engel, nicht allzumal dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit? Und ist Christus nicht unser Heerfürst, der vorn an der Spitze geht. Was kann man, wer's begreifen kann, was wagt man nicht itzunder.

(Folgt Bericht von der Arbeit in Grönland und Algier.)

Mehr neue Sachen will ich nicht schreiben, nur das erinnre ich, daß der Herr in Osten und Westen, in Norden und Süden, unter Juden, Türken, Heiden und den sogenannten Christen Türen auftut, die niemand zuschließen kann. Es gelingt den Hirtenknaben, wo sie nur hinkommen, und der Herr ist mit seinen Schwertern bei ihnen, wenn sie nur ihres Töpfchens, das ist: ihrer Hütte nicht schonen und Licht in Töpfen haben.[5])

Ich empfehle dich den treuen Händen Jesu. Der lehre dich, was du tun sollt, und lasse dich getrost handeln wie einen jungen Löwen. Ich bin dein treuverbundener Bruder Spangenberg.

Amsterdam, am 4. Oktober 1740.

6. Die ersten Taufen

Ein Gruß der Heimatgemeine von besonderem Gewicht ist die Ordinationsurkunde, die Georg Schmidt mit einem Begleitschreiben des Grafen Zinzendorf im März 1742 erhält:[1])

Mein Br.

Warum taufst du die Kinder der Hottentotten nicht, die zur Zeit hinausgehen? Der da kommt mit Wasser und Blut, ist auch für sie gestorben. Ich ordiniere dich auf den Fall einer Taufe oder einer Communion als einen ohnedem mir hierunter weit vorgehenden Lammesapostel zum Diener unsrer Kirche im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes, amen. Im übrigen, l. Br., freue ich mich herzlich über dich, und seit dem letzten Diario habe ich kein groß Mitleiden mehr mit dir, du bist ja so selig und mit allen deinen Nachbarn in solchem Frieden, Stille und Ruhe. Der Herr Jesus schenke dir alle die Seelen, bitte zuweilen um Gehilfen beim Lamm. Können wir dirs durchsetzen, wir wollens gerne tun. Zufrieden bin ich sehr wohl mit dir. Aber, mein Herz, den Hottentotten gehst du zu sehr auf den Pelz und zu wenig aufs Herz. Was betest du mit ihnen? Erzähl dich satt am Lamm. Wie ich ein kleiner Junge war, so ließ ich mir immer von der Jungfer Cathrine erzählen: Es war einmal ein Mann p.; und so mußt du den Hottentotten, sonderlich ihren Kindern, die Historie von Gottes Sohn erzählen; und wenn sie was fühlen, so bete mit ihnen, fühlen sie nichts, so bete für sie. Hält das Fühlen an, so taufe sie, wo du deine Seekuh geschossen hast.[2]) Das Lamm sei mit dir ewiglich. Ich gehe auch wieder fort und izt gleich auf die Jacht nach dem Briel.

Dein Z.

Rotterdam, 27. Aug. 41.

Zu wissen, daß auf den Fall, daß er unter den Heiden Segen hat und es zu einer Bekehrung derselben und Gebrauch der h. Sakramente kommt:

GEORGE SCHMIDT,
Bote der Mährischen Kirche
am Kap an die Hottentotten und Caffern,
zum Minister besagter Kirche ordiniert worden. Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes.

NB.: Sollte es zur Trauung der Heiden kommen, so soll er sie vor oder nach der Einsegnung mit einem Attestat zu dem Sergeanten oder Korporal schicken, daß sie daselbst eingeschrieben werden zum Zeugnis, wenn etwa über lang oder kurz derhalber Zweifel entstünde.

In Testimonium subscripsit
Hdyk. am 24. Aug. 1741.

Ludwig von Zinzendorff
Fr. Ep. emeritus

Jo. Georg Waiblinger
Phil. D. Pastorum Mor. Decanus.
Senior.

Dieser Gruß der Heimat bedeutet noch einmal einen kurzen Lichtblick in Georg Schmidts Arbeit. Wilhelm, der Geförderste seiner Hottentotten hat ihn zum Postempfang ans Kap begleitet, so benutzt er nun gleich die Heimkehr, um die erste Taufe zu vollziehen. Er schreibt darüber im Tagebuch vom 31. März 1742: „Zu Mittag so ritt ich wieder weg. Unterwegs so fragt ich Wilhelm, ob er wohl gerne wollte getauft werden. Er sagte: als es der Herr beliebt. Darnach so erklärt ich ihm, was die Tauf zu sagen habe. Darauf so kamen wir zu einem fließenden Wasser,[2]) so stieg ich vom Pferd ab und kniete mit ihm nieder und beteten. Darnach so fragt ich ihn ernstlich: Glaubt ihr, daß der Sohn Gottes gestorben ist am Kreuz für aller Menschen Sünden? Antwort: ja. 2te Frage: Glaubt ihr, daß ihr von Natur ein verdammswürdiger Mensch seid? Antwort: ja. 3te Frage: wollt ihr dem Teufel

und allem Bösen entsagen? Antwort: ja. 4te Frage: seid ihr willig, durch die Blutsgnade des Heilands keine Schmach noch Verfolgung zu scheuen und den Heiland zu bekennen vor aller Welt und ihm treu zu bleiben bis in den Tod? Antwort: ja. 5te Frage: wollt ihr getauft werden? Antwort: als es der Herr beliebt. So ließ ich ihn ins Wasser treten, und ich taufte ihn im Namen des Sohnes Gottes, der für uns gestorben ist, und in des Vaters Namen und in des heiligen Geistes Namen, amen. Sein Name ist Josua." In den nächsten Tagen vollzieht er in der gleichen Weise vier weitere Taufen. Am 2. April wird Afriko auf den Namen Christian, am 4. April Behettgen auf den Namen Magdalena, am 12. April Kybbodo auf den Namen Jonas und Moses Schwester auf den Namen Christina getauft. Mit diesem kleinen Gemeinlein der 5 Erstlinge[3]) hält George Schmidt nun allabendlich besondre „Stunden" vor der allgemeinen Versammlung, in denen er mit ihnen seelsorgerliche Fragen bespricht und ihnen die andern ans Herz legt. So erlebt er in den nächsten Monaten manche Freude an innerem Wachstum, an aufrichtiger Reue und Sündenerkenntnis unter seiner kleinen Schar. Aber schon gegen Ende des Jahres werden andre düstere Klänge immer häufiger in seinem Tagebuch. Am 9. Oktober macht ihm Christians häßlicher Trotz bittre Schmerzen, und das traurige Ergebnis ist: „Abends in der Stunde war der Christian nicht, die andern klagten, daß es schlecht mit ihnen geht." Am 28. Oktober klagt er, daß überhaupt niemand in der Stunde gewesen sei. Sie laufen wieder wie früher zu den Kraalen, und allerlei Unordnung macht sich breit. So ist es auch in diesem engeren Kreis ein Säen auf Hoffnung, das viel Glauben und viel Geduld erfordert.

Und grade diese Geduld wird dem eifrigen Draufgänger, der im Sturm den Sieg erringen möchte, recht schwer. So klingt es uns mutlos und verzagt aus dem Tagebuch vom 7. November 1742 entgegen: „Es sieht wieder ganz schlecht aus mit meinem Volk. Sie sein als wie ein Schiff, wenn's Anker los ist. Die Lästerungen der sogenannten Christen machen sie noch mehr konfus. Ich will sehen, was der Heiland machen wird. Das ist von meinem Volk sehr schlecht: sie beweisen gegen mich eine rechte Feindschaft zu haben, da ich doch täglich ihr Bestes suche. Die 5 Getauften, ehe ich sie getauft hatte, so glaubten sie an den Heiland und hatten guten Mut, daß er ihnen helfen werde, und nun sind sie wieder in viel Zweifel. Ich kann's euch nicht so beschreiben, was das für ein armes verkehrtes Volk ist. Wenn ich's ihnen gleich aufs deutlichste erkläre, wie daß man als ein gottloser, ganz verfluchter Mensch zum Heiland kommen müsse und glauben, daß in ihm und seinem blutigen Verdienst am Kreuz allein die Erlösung für alle Menschen zu suchen und zu finden sei ..., so hören sie's wohl alles an, aber sie fassen's meist an der verkehrten Ecke an. Sie wollen erst heilig werden und dann zum Heiland kommen. Dabei plagen sie sich, daß sie darüber müde werden. Ich hab's ihnen schon oft genug gesagt und besonders den Getauften, aber es ist, als wenn der Teufel ihnen den rechten Sinn gleich wieder wegnimmt."

Aus ähnlicher Stimmung heraus schreibt Schmidt am 8. Februar 1743 an die Gemeine: „Ich war von Sinns euch auf eine zeitlang zu besuchen, aber es hat dem Heiland noch nicht gefallen. Versichern kann ich euch, ehrwürdigste Gemeine, daß ich mein Leben nicht teuer achte und keine Mühe spare ums Heilands und dieses Volks willen. Ich habe mich so recht verhandelt

in dieses Volk als ein Gebundener vor sie. Aber, meine lieben Brüder und Schwestern, ihr könnt's nicht glauben, was das für ein Volk ist. Wenn ich glaubte, daß der Heiland nicht alle Menschen selig haben wollte, so würde ich denken, das sind die Leute, aber so glaub ich's nicht. Die meisten von den Erwachsenen meines Volks, die sagen: wir fühlen's, daß es Wahrheit ist, das wir vom Heiland hören, aber wir können nicht glauben. Sie haben schon so vieles gehört vom Gotteslamm... Sie hören's wohl an, aber sie sind wie das Rohr im Teiche, das der Wind herumtreibt. Die Getauften sind auch nicht viel besser, der Josua ist noch der beste. Darum hab ich auch das Abendmahl mit ihnen noch nicht gehalten... Es treffen mich manchmal Umstände, daß sich mein armer Kopf kaum durchfinden kann. Wenn ich mich nicht durch den Glauben an das Blut der Wunden halten könnte, so würde ich unmöglich durchkommen. Gedenket ihr nur meiner, o auserwähltes Gnadenvolk! Ihr seid mir ein Heerlager, wenn ich zu Felde muß. Eure Posaunen klingen mir sehr schön. Brecht nur bald den Schranken durch, der im Wege nach Afrika ist, auf des Herrn Befehl!" Und weil Georg Schmidt dies „Heerlager" der Heimatgemeine hinter sich weiß, darum bricht durch alle Mutlosigkeit doch immer wieder einmal heller Siegesjubel hindurch. So in einem Brief an Lelong vom 5. Februar 1743: „Mein lieber Herzensbruder, indessen / so wollen wir noch essen / die Streiterkost / und aus dem Felsen trinken / bis uns der Herr wird winken / zum himmlischen Manna und Most. O mein lieber Bruder, es ist noch viel Arbeit in der Welt. Mein Herz denkt manchmal noch an die viel tausend Kaffers in diesem Lande. Wenn ich nur Gehilfen kriegte, mein matter Geist würde wieder aufleben, und mein Glaube

würde sich noch über alle Berge hinüberschwingen bis zu den Kaffern und meine gebrochne Hütte nachziehen. Aber in diesen muß ich nur warten und sehen, was der Heiland machen wird. Die Macht der Finsternis ist noch sehr groß in diesem Lande, das Licht kann noch nicht recht durchbrechen."

So klagt der müde gewordene Streiter. Und die Gemeine hört seine Klage und trägt mit an seinem Schmerz in teilnehmender Liebe und treuem Gebet. Davon mag zum Schluß ein Brief David Nitschmanns Zeugnis ablegen, der tröstend und aufmunternd den fernen Boten in seiner Einsamkeit grüßt:

Mein herzlich geliebter Br. George Schmidt!

Ich habe nun einmal Zeit und Gelegenheit gekriegt an dich zu schreiben. Ich bin, seit ich von dir Abschied genommen habe, nicht solang in einer Gemeine gewesen, als ich nun bin. Ich soll nun bis auf dem Monat Februar ohngefähr hier in Herrnhut sein. Das Lamm segne mich und schenke mir alle die Gnade, die ich da genießen soll und haben kann.....

Nun komme ich zu deinen Umständen, mein Bruder. Ich habe einen Brief zu sehen bekommen, den du an Lelong vom 31. Mai dieses Jahres geschrieben hast. Er ist in der Gemeine verlesen worden. Mein Herz hat dich gefühlet wie allezeit, doch dabei ganz besonders... Mein lieber Bruder, du tust in eben diesem Schreiben, als wenn du glaubtest, du wärest uns allen aus dem Andenken gefallen. Das mußt du nicht denken. Du und deine Hottentotten werden gar oft mit Namen in der Gemeine öffentlich genannt. Desgleichen haben wir gewiß auch alles getan, was wir gekonnt haben, um dir Gehilfen zuzuschicken, wie du aus den Beilagen selbst ersehen wirst, daß der Br. Gersdorf wohl ein

halb Jahr als Deputierter an die General-Staaten deswegen im Haag gewesen ist, und es scheint, das Lamm wird uns Gelegenheit dadurch machen, daß wir dir werden zu Hilfe kommen können. Sei versichert, mein Bruder, wir fühlen dein Herz und besonders ich, wie dir manchmal so alleine zu sein unter deinem Volk sein mag. Und die Gemeine hätte dich schon längst gern einmal zu Hause gerufen und dir's gegönnt, daß du dich wieder einmal hättest erholen können. Aber du weißt, mein Bruder, daß wir in der Gefahr stehen, wenn du von deinem Posten weggehest, daß wir gar niemanden mehr hinbringen können und folglich dein armes Volk wieder ganz würde zerstreuet werden. Das ist hart vor eine Gemeine, daß sie sich darzu resolvieren soll, die einen solchen Schaden schon voraussiehet. Solange du aber noch da bist, so ist es gleichsam ein Keil, damit man die Sache treiben kann, wenn man um Gehilfen dir zu schicken anhält.

Siehe, mein Bruder, das sind die Grund-Ursachen, warum dich die Gemeine noch hat bleiben heißen. Sei du nur noch stille und getrost, und hat dir das Lamm sechs Jahr durchgeholfen, so wird es dich noch weiter mit seiner Kraft unterstützen. Vielleicht ist deine Hilfe näher, als wir's heute alle noch denken, denn der Heiland wird sich seinen Ruhm auch da nicht schänden lassen.

Daß du so sehr über dein Volk klagst, mein Bruder, da muß ich dir doch was sagen, denn ich kann nicht leugnen, das gehet mir allemal nahe. Denn wenn die Hottentotten gut wären, so dürfte man ihnen keine Boten zuschicken, die ihnen die Vergebung aller ihrer Sünden predigen sollten und daß auch der Heiland für sie in seiner letzten Stunde gebetet und sein Blut vergossen hätte. Mich deucht, mein Bruder, du siehst über-

haupt der armen Hottentotten ihr Elend nicht an der rechten Ecke an, und mich deucht, du wärest mit ihnen besser zufrieden, wenn sie tugendhafter wären usw. Denn gewiß, mein Bruder, das ist gut, daß bei ihnen herauskommt, was noch im Herzen drin ist, und daß die Heiden keine solchen Betrüger werden wie unsre Europaeische sogenannten Christen, die da sagen, daß sie leben und sind doch mausetot.

Du hältst dich zuviel mit der Moral bei ihnen auf, und solltest du sie die lernen, so hättest du gewiß viel zu tun und brauchtest viele Gehilfen. Du mußt ihnen lieber von Wunden, Blut und Lösegeld vorsingen und sagen und die Lieblichkeit des Lamms süße machen, seinen Tod und Sterben ihnen ins Herz zu drücken und sie zu wahren armen Sündern zu machen suchen, darauf mit ihnen in einem kindlchen Geist und ausharrenden Geduld zu arbeiten. Wenn du davon zeugst, so wirds ihnen das Lamm selbst erklären. Das kannst du nicht machen, das wissen wir gar wohl, aber das wissen wir auch gewiß, daß niemand von dem Blut, Leiden und Sterben Jesu kann reden hören, ohne daß es ihn ans Herz greift, denn es kann auch Steine schmelzen und sich durch die Felsen wälzen. Wer einen Augenblick eine serieuse reflexion auf die Wunden macht sie kennen zu lernen, um dessen Herz ist's schon getan, und das Lamm hat schon die Seele weg, und wir müssen die Idee ganz fahren lassen (denn es ist die falsche derer Herrn Theologen), daß man's durch eine weitläufige Demonstration denen Heiden faßlicher und begreiflicher machen kann. Denn was sie bei einem einzigen Ausdruck, der aus der Fülle und Gefühl des Herzens kommt, nicht begreifen, das werden sie in langen Diskursen viel weniger fassen, denn ihr Ohr und Herz ist alsdann noch nicht dazu geöffnet, denn es

kommt auf Augenblicke und Gnadenwahlen an, wenn die armen Kreaturen ihn sollen fassen und kennen lernen in seiner blutigen Gestalt. Deine Hottentotten sind ihm zum Erbe von seinem Vater vor seine Leiden geschenkt, und sie sind gewiß auch sein saurer Lohn.

Mein Bruder, bitte doch das Lamm, daß es dich an deinem Werk nicht soll verzagen lassen und soll dir Mut und Freudigkeit schenken und Geist und Feuer in deine Diskurse legen und deinen Wandel unter ihnen mehr inwendig als äußerlich machen und dir ein mütterliches Herz gegen sie schenken, das ihnen die Sachen nicht allemal so übel deutet, wenn die armen Kreaturen was nicht recht machen und ihnen viel lieber mitleidend und herzlich demonstrieren, daß sie nicht anders können, weil sie noch die Gnade nicht haben, sondern muß ihnen erst geschenkt und gegeben werden. Gib ihnen gute Worte, daß sie sich darum aufs Bitten legen.

Daß du meldest, es wolle mit deinen 5 Getauften nicht recht fort, das tut uns leid. Wir glauben aber doch, das h. Sakrament wird sich in ihr Herz gefangen haben, da du sie in Jesu Tod getauft hast, daß sie es nimmermehr werden los werden können. Und daß du bittest, die Gemeine soll vor dem Lamm ausmachen, wie es mit dir sein würde, wenn sie dir keinen Gehilfen schaffen könnte. Das kannst du glauben, daß es schon mehr als einmal geschehen ist, und wir haben deine Not gefühlt und glauben, daß du in einem Lande wohnst, wo der Teufel seinen Sitz hat, und glauben auch, daß dir manche Versuchung und manche Not von ihm gemacht wird. Aber unser Lamm hat da auch eine starke Citadelle, die von keinem Heer des Teufels kann beschossen werden. Denn er hat beschlossen, daß seine Zeugen da sein Blut und Wunden verkündigen sollen;

wer will's wehren? Und wer hat dir noch ein Haar krümmen können? Denn was unmöglich heißt, ist das geringste seiner Werke.

Sei du ein gut Kind und folge hübsch deiner Mutter, sie wird dich nicht vergessen noch versäumen, und das Lamm wird dich noch ferner bewahren und die Engelein singen lassen: dies Kind soll unverletzet sein; und du wirst noch gewiß Gehilfen zu deiner Freude kriegen. Daß sich unter den Europaeern ein Häuflein versammelt und ein Sergeant schon Zeugnis vom Lamm ableget, das ist uns eine große Freude, und dir kann es vor dein Herz und Amt auch ein Zeugnis und Siegel sein....

Nun, mein lieber Herzensbruder, ich umfasse dich mit der allerzärtlichsten Liebe und vergesse deiner fast keinen Tag, und ich bin dir oft so nahe, daß ich glaube, du mußt mich gewiß fühlen. Ich liebe dich zärtlich und sage dem Lamm manches von dir vor.

Daß ich dir nicht schon längst geschrieben, das ist die Ursach, daß ich seit der Zeit, als ich bin nach Hause gekommen, niemals auf einen Ort geblieben bin und sich dann auch getroffen, wenn die Schiffe weggegangen, daß ich nicht habe Zeit gehabt zu schreiben, denn es gibt hier in Europa auch manche Arbeit und manche Leiden. Wir sind eben dazu da, daß sich die Welt an uns reiben muß, denn wir sind ihr gekreuzigt und sie uns. Der Teufel hat hier auch noch seine Macht und will die Seelen nicht hergeben, aber er hat's mit dem Lamm zu tun, und da zieht er gemeiniglich den kürzeren.

Wir sind eben so feine Würmlein, Tierlein und sehen so zu, was das Lamm macht, und freuen uns, daß wir Gehilfen sein dürfen in denen seligen Beschwerden. Es ist eine unverdiente unaussprechliche Gnade, daß

wir was um seines Namens willen leiden dürfen u. s. s. Lebe wohl, du liebes Herz, denk stets an Jesu Schmerz und an die blutigen Schwielen. Indem küß ich dir unzähligmal Mund und Hand und bleibe auf diesem Grunde dein

ewig verbundener Bruder

Herrnhut,
den 15. Dezember 1743.

Dnitzschmann.

7. Konflikt und Abbruch der Arbeit

Nach kurzem Sonnenschein haben sich schnell wieder dunkle Wolken am Himmel zusammengezogen. Es ist nicht nur die Herzenshärtigkeit seines Volks, die Schmidts Arbeit zur Erfolglosigkeit verurteilt. Sie ist wesentlich mit bedingt durch die wachsende Feindschaft der Weißen. Die kann natürlich auf die Dauer den Eingebornen nicht verborgen bleiben. Sie muß sie allmählich unsicher und verwirrt machen. Dazu kommen die unsinnigen Gerüchte, die mit kluger Berechnung ausgesprengt werden. Es heißt z. B. plötzlich, die bekehrten Hottentotten sollten zu Kompanie-Sklaven gemacht werden u. a. mehr.[1]) So sehen wir die Feinde geschäftig, Schmidts Werk den sicheren Untergang zu bereiten. Da kommt die Kunde von den ersten Taufen und damit der ersehnte Anlaß, von heimlichem Schüren zu offnem Angriff überzugehen.

Am 15. April hat Schmidt selbst ahnungslos dem befreundeten Sergeanten von den vollzognen Taufen erzählt, und bald weiß man auch am Kap davon. Am 13. Juni heißt es im Tagebuch: „Der Sergeant erzählte mir auch von des Gouverneurs Hofmeister. Der hätte zu ihm gesagt, daß er gehört hätte, daß ich

Hottentotten getauft hätte, und das wäre eine große Sache, dazu ich nicht imstande sei. Er habe ihm zur Antwort gegeben: ist der Mann imstande die Hottentotten zu lehren, so ist er auch imstande sie zu taufen, und dazu so ist er auch ordiniert. Ich sagte: wer mir was zu sagen hätte oder zu fragen, derselbe könnte mich ja sprechen. Ich wollte ihm Red und Antwort geben. Der Sergeant sagte: die Menschen denken, daß es aufs gestudiert sein ankommt. So redete ich von den Aposteln, was sie vor Leute gewest waren."

Um solch törichtem Gerede von vorn herein entgegenzutreten, begibt sich Schmidt am 9. August selbst ans Kap. Unterwegs besucht er den Sergeanten, der ihm warnend zuruft: „Ihr werdet diesmal an der Kap etwan was zu streiten kriegen, aber ihr habt einen starken Ritter bei euch, der wird euch schon durchhelfen." Auch Rhenius empfängt ihn voll Besorgnis. Aber Schmidt ist guten Muts: Er sei ja ordiniert, da könnten ihm die Predikanten, die sich sonst ja auch noch nie um die Hottentotten gekümmert hätten, nichts anhaben; „2 tens so redete ich mit ihm, wie daß es aufs gestudiert sein nicht ankäme, sondern auf die Kraft des Heilands". In den ersten Septembertagen besucht er nun den Gouverneur und den Predikanten le Sueur. Während ersterem die ganze Sache offensichtlich peinlich ist, hält le Sueur mit seinen Vorwürfen nicht zurück. Er erklärt die schriftliche Ordination für ungültig und Schmidts Handelweise für einen kecken Eingriff in die Befugnisse der Geistlichkeit, speziell des zuständigen Predikanten von Stellenbosch. Gegen beide Angriffe sucht Schmidt sich zu verteidigen. Die Brüderkirche sei älter als die Reformation, daher dürfe die Geltung ihrer Ordination nicht angezweifelt werden. Außerdem sei er ja nur für die Hottentotten

ordiniert. Da sich aber die Predikanten um diese bisher überhaupt nicht gekümmert hätten, könne von einem Eingriff in ihre Rechte nicht die Rede sein. Doch das sind nur Vorgefechte. Am 4. September kommt die Sache vor dem Rat der Kompanie zur Verhandlung: „Heute nach 8 Uhr ging ich ins Kastell, um 9 Uhr so ging die Vergadering an, so wurde ich gerufen. Als ich hineinkam, so sagte der Gouverneur zu mir: als ihr vergangen bei mir gewesen seid, so hab ich euch gefragt, wie daß es mit euerm Volk gestellt ist. So habt ihr mir gesagt, daß ihr 5 davon getauft habt. Ich sagte: ja. Er sagte: wer hat euch denn darzu angestellt? Ich sagt: der Vorsteher unsrer Kirche. Er sagte: die Vorsteher eurer Kirche können euch vor diesen Ort darzu nicht anstellen, sondern es muß aus Holland und von den hiesigen Predikanten geschehen. Ich sagte: Edler Herr, ich bin vor diesen Ort nicht angestellt, sondern vor die Hottentotten. Er sagte: die Hottentotten gehören auch unter die hiesigen Predikanten. 2tens so sagte er: es wird euch von uns zugestanden, die Hottentotten zu lehren und zu unterweisen, aber taufen und das Nachtmahl austeilen derft ihr nicht tun. Ich sagte: Edler Herr, wenn Sie mir das Taufen und Abendmahl verbieten, so müssen Sie mir auch das Lehren verbieten. Wenn ich meine Freiheit nicht behalten kann, so ersuch ich um die Freiheit nach dem Vaterland zu gehn. Als ich das sagte, so sahe einer den andern an in der Vergadering, und der Gouverneur sagte zu mir, ich sollte nur ein wenig hinaustreten. So ging ich hinaus. Kurz darnach so ließen sie mich wieder hineinrufen. Als ich hineinkam, so sagte der Gouverneur zu mir: ich glaube, daß ihr mich nicht recht verstanden habt. Ich meine nur, daß ihr mit Tauf und Abendmahl solang stillhalten sollt, bis daß wir Antwort von diesen Sachen

aus Holland kriegen. Wir werden an die Klassen von Amsterdam schreiben: Ich sagte: wenn es so gemeint ist, so wollt ich wohl solang warten, ich hätte aber zuvor verstanden, daß mir Taufen und Abendmahl verboten würde. Er sagte: nein, nur solang warten, bis wir aus Holland Antwort kriegen. Dann so fragt er mich um meine Ordination. So weist ich sie ihm. Er übersahe es und gab mirs wieder und sagte, ich sollte unter Gottes Segen mit Lehren und Unterweisen unter den Hottentotten so fortgehen, wie ich bisher getan hätte. Darnach so ging ich wieder zum Herrn Rhenius."

Das Ergebnis dieser Verhandlung sind zwei bedeutsame Schreiben, zunächst ein Brief Schmidts an Lelong vom 13. September:

Fahre hin, was helfen kann, unsre Hilfe ist der Mann, dem allein das Weltgerüst allenthalben offen ist.

Mein sehr teurer Herzensbruder Lelong.

Ich grüße und küsse Sie zu viel Malen sehr herzlich und wünsche Ihnen alles, was Sie nötig haben, aus der Fülle Gottes unsers Heilandes. Und ich danke Ihnen sehr herzlich vor alle Ihre Mühe, die Sie um meinetwillen schon getan haben. Das für uns erwürgte Lamm segne Sie darvor.

Ist der Weg gleich noch verhauen / so will ich doch auf Hoffnung bauen / Afrika, das wüste Land / muß doch auch noch in den Brand. / Jesu Blut, am Kreuz vergossen / das vor uns herabgeflossen / ist ja auch das Lösegeld / vor mein Volk und die ganze Welt.

Muß ich mich gleich zu Tod arbeiten / allein in diesen selgen Zeiten / so weiß der Herr, warum ers

tut / und was er macht, ist allzeit gut. / Er wird vor mich schon Wege finden / sein Weisheit ist nicht auszugründen / zuletzt wird man's am besten sehn / wie meine Sach hinaus wird gehn. / Ich bleibe sein verlobter Knecht / sein Wundenblut mein einzigs Recht / sein Purpurkleid mein Lieberei / so lang ich leb, er steh mir bei....

Sie werden, mein Bruder, aus dem Diarium sehen, wie daß der Teufel nun anfängt zu rasen, um daß ich getauft habe. Die hiesigen Herrn haben sich eingebildt, daß ich die Hottentotten zu ihren Predikanten werde bringen und sie da taufen lassen. Nun sie sehen, daß es ihnen darinnen fehlet, so sein sie gegen mich. Sie werden an die Klassen nach Amsterdam schreiben wegen meinem Taufen und Abendmahl. Ich werde solang warten, bis daß die Antwort aus Amsterdam von den Klassen wieder ankommt. Behalte ich dann meine Freiheit nicht, so werde ich zu euch kommen. Dem reformierten Papst will ich unter seinen Mantel nicht kriechen. Ich will lieber als ein Verführer und doch wahrhaftig bleiben. Die hiesigen Predikanten bekümmern sich um ihren Bauch und um Geld und Gut, und sie wollen die Ehre von meiner Arbeit haben. Die werden sie aber nicht kriegen, und sie gehört ihnen auch nicht, sondern dem Heiland.

Mein lieber Herzensbruder, das schreibe ich Ihnen zur Nachricht. Sie könnens alles aus dem Diarium ausführlicher sehen.

Ich weiß diesmal weiter nichts zu schreiben, als daß ich Sie und alle Geschwister herzlich lieb habe. Ich grüße Euch alle zu viel Malen sehr herzlich. Gedenkt auch an mich, den Alleingelassenen in fernen Landen.

Ich grüße und küsse Sie zu viel Malen sehr herz-

lich, bin und verbleibe Ihr treu verbundener nichtswürdigster Bruder George Schmidt.

Afrika,
am Sergeants Rivier
den 13. September 1742.

Das zweite Schreiben richten die Predikanten Frans le Sueur, Wilhelm van Gendt, Salomon van Echten am 26. September an die Klassen in Amsterdam. Darin wird eine dreifache Anklage gegen Schmidt erhoben: 1) Schmidt sei nicht reformiert, sondern gehöre der Sekte der Herrnhuter an; 2) er sei auf schriftlichem Wege ordiniert worden, während eine Ordination, um wirksam zu sein, durch Handauflegen bekräftigt werden müsse; 3) richtet sich die Anklage gegen seine unkirchliche Taufweise. Er habe in einem Fluß getauft statt in der Kirche und ohne Gegenwart der christlichen Gemeinde. Darum bitten die Briefschreiber darum, Schmidts Rückrufung zu veranlassen und stattdessen einen Ziekentrooster oder Schulmeister in der Baviaanskloof zu stationieren.[2])

Durch jene Verhandlung am Kap scheint der Konflikt fürs erste beigelegt zu sein. Tatsächlich aber kann man sich noch nicht dazu verstehen, Schmidt sein Bekehrungswerk ungestört weiter tun zu lassen. Zwei der Getauften, Josua und Christian, werden nach dem Kap bestellt, wo man am 21. November ein Examen mit ihnen vornimmt. Dieses fällt freilich so überraschend gut aus, daß die beiden den Bescheid des prüfenden Predikanten mit nach Hause bringen: „Bleibt ihr bei dem, was euch euer Meister lehrt und grüßt ihn von mir." Als dann Schmidt bald darauf selbst bei le Sueur besucht, spürt er doch eine Änderung in seinem Verhalten: „Er ist noch so, als er lang gewest

ist. Aber wenn er mir was sagen will, so ist er selbst beschämt." Und der Gouverneur bestätigt ihm seinen Eindruck: „Der Predikant le Sueur ist noch vergangen bei mir gewest. Er sagt, die Hottentotten hätten ihm solche Reden und Antwort geben, daß er sich darüber verwundert hätte. Er hätte das noch von keinem Hottentott so gehört. Er hätte nicht gedacht, daß sie so weit gekommen wären. . . Es scheint mir, daß sie's wieder wollen gut machen, was sie verdorben haben." Zu dem Zweck läßt der Gouverneur erneut zwei der Getauften nach dem Kap kommen, um ihnen hier in Schmidts Gegenwart durch freundlichen Zuspruch das Vertrauen zu ihrem Lehrer aufs neue zu stärken, aber diese gut gemeinten Bemühungen sind belanglos gegenüber der erbitterten Feindschaft der Ansiedler und Predikanten, die in Schmidt den frechen Störenfried ihrer Rechte und Ordnungen bekämpfen. Die ganze Schärfe des Gegensatzes zeigt deutlich eine Aussprache mit dem Predikanten Beck am 14. Dezember 1742: „Als ich dahin kam, so fand ich ihn und seine Schwester voller Bitterkeit wider uns eingenommen. Sie fingen gleich an vom Taufen unter den Hottentotten, und ich wäre nicht imstande das zu tun, und ich hätte mir die Macht selbst genommen, die einer Kirche gegeben sei. . . Ihr seid in ein ander Haus ingekrochen und habt von eurer Lehr kein Red und Antwort gegeben. Und nun wollt ihr euch unter die Ordnung der hiesigen Kirche nicht geben, sondern ihr wollt was Apartes machen. . . Es ist ein großer Hochmut, daß ihr nach der Order eurer Kirche getan habt und habt die Ordnung unsrer Kirche gebrochen, es darf hier niemand taufen als wir Reformierten."[3])

Wo mit solcher Bitternis gekämpft wird, da bleibt allerdings kein Weg zur Verständigung. So steht die

Arbeit der nächsten Monate für Georg Schmidt unter schwerem Druck. Das zeigt sich äußerlich schon darin, daß wir von dieser Zeit kein Tagebuch haben. Nur kurze Notizen geben einen notdürftigen Bericht. Im August 1743 scheint er durch Lelong gehört zu haben, daß die Gemeine mit seiner Rückkehr einverstanden ist.[4]) So macht er dem Gouverneur davon Mitteilung und hofft nun, im März 1744 reisen zu können. „Als ich's dem Gouverneur sagte, so hatte er nicht viel dagegen, sondern sagte: es ist gut. Als ich von meinem Volk Abschied nahm, so weinten einige, und sie fragten, ob ich bald würde wiederkommen. Den Christian stellte ich über meine Haushaltung, und ich sagte zu ihm, er sollte über all das Meine die Aufsicht haben solang, bis ich oder meine Brüder wieder herkämen. Er sagte: es ist gut, Baas, ich will mein Bestes tun. So nahm ich Abschied von ihnen und befahl sie dem Lamme. Es waren ihrer 26 klein und groß an der Zahl."[5]) Vorübergehend scheint Schmidt daran gedacht zu haben, Josua mit in die Heimat zu nehmen. Auch unter den Europäern, speziell den Soldaten läßt er Frucht zurück. In einem uns erhaltenen Brief an die Gemeine bekundet ein Sergeant Martinsen mit begeisterten Worten, durch Schmidt bekehrt worden zu sein. So rüstet sich Schmidt Anfang 1744 zum Aufbruch: „Den 7. Februar 1744 versuchte ich den Rat um die Freiheit, wieder von der Kap wegzureisen, so wie ich aus Holland nach der Kap gekommen bin. Das wurde mir zugestanden. Und den Gouverneur ersuchte ich, daß meine Hottentotten von meinem Wohnplatz nicht möchten vertrieben werden. Er sagte: wer wird sie vertreiben usw. Darnach nahm ich Abschied von allen meinen Bekannten an der Kap und überließ sie dem Lamme und seiner treuen Pflege. Eins und das andre weinte darüber. Den 3. März

ging ich an Bord und den 5. unter Segel von der Kap weg." Herzliche Empfehlungsschreiben seiner Freunde begleiteten den Scheidenden in die Heimat, darunter ein gereimter Segenswunsch seines Freundes und Gönners Rhenius:[6])

Mein Freund! Obschon die Welt dem frommen
Wandel wehrt,
du streitest und wachst doch mit deinem geistlich Schwert
für Gott und seine Ehr, den Herren aller Herren.
Dein Werk sei wie die Sonn mit ihrem goldnen Glanz,
zur Krone deinem Haupt, zum immer grünen Kranz,
womit ein Christenmensch soll ständig triumphieren.
Leb wohl, George Schmidt, dein Name werde kund
in ewgem Ruhm und Glanz durchs ganze Erdenrund.
Er mög noch lange Zeit und viele noch erbauen,
bis daß du frommer Christ einst von der Erde fort
mit deines Glaubens Schiff anlangst ins Himmels Port
und als ein heller Stern dort ewig bist zu schauen.

Dies wünscht von Herzen
dein dir gewogner Freund und Diener
Fr. Rhenius.

Kap der guten Hoffnung, den 27. Februar 1744.

Kaum hat Georg Schmidt das Kap verlassen, als die Antwort der Klassen aus Amsterdam eintrifft, die im wesentlichen den Anklagen der Predikanten recht gibt. Die Kirchenbehörde will dafür sorgen, daß Leute reformierten Glaubens sich der Hottentotten annehmen, sodann haben die Synoden von Süd- und Nord-Holland die Taufen Schmidts für illegal erklärt, und endlich wird das Verhalten der Predikanten und des Gouverneurs voll gebilligt. Dann aber fährt das Schreiben fort: „Gleichwohl sind die Classis auch der Meinung, daß Ihr nicht auf der Rückrufung Schmidts

durch die Siebzehn bestehen solltet. Im Gegenteil bitten Euch die Classis alles zu tun, was in Eurer Macht steht, um auch den einfältigen Europäern, die Ihr erwähnt, zu helfen, gute Unterweisung zu erhalten, und zu suchen, mit dem obenerwähnten (Schmidt) auszukommen sowie zu ermitteln, was er tut und lehrt, und uns darüber zu benachrichtigen."[7]) Nach diesem Brief scheint unter gewissen Bedingungen ein friedlicher Vergleich möglich. Und es entsteht die Frage: hätte Schmidt bei größerer Geschicklichkeit nicht vielleicht doch den jähen Abbruch seiner Arbeit vermeiden und diese selbst vorm Untergang retten können?

Diese Frage ist immer wieder gestellt worden, erst kürzlich wieder von Julius Richter in seiner Missionsgeschichte Afrikas,[8]) und sie ist ernst genug, um auch uns hier zu beschäftigen. Zunächst einmal trägt ja auch dies Stück brüderischer Missionsarbeit den typischen Charakter jener ersten Epoche. Aus religiösem Impuls heraus, mit grandioser Unüberlegtheit sendet Zinzendorf seine ersten Boten aus. Er denkt nicht daran, zunächst einmal durch nüchterne Erwägungen und Verhandlungen seinen Boten den Weg zu ebnen, ihnen im voraus die Steine aus der Bahn zu räumen, an denen sie sich nachher notwendig die Füße wundstoßen müssen. Und ebensowenig denkt er daran, seinen Brüdern das nötige Handwerkszeug mitzugeben, um den besondren Schwierigkeiten ihrer Situation begegnen zu können. So ist es eine gröbliche Nachlässigkeit, daß der Pastoralbrief längst am Kap bekannt ist, ehe Georg Schmidt davon eine Ahnung hat, geschweige denn die brüderischen Gegenschriften in Händen hat. Hier hätte die Gemeine besser vorsorgen müssen, und Schmidts Klage grade darüber ist sehr berechtigt.[9]) Endlich spielt natürlich auch die geringe Bildung der Laienmissionare ihre

Rolle, die manche unnötige Schärfe in die Verhandlungen bringt. So recht Georg Schmidt hat, wenn er betont, daß es aufs „gestudiert sein" nicht ankommt, so hat doch wohl auch Du Plessis nicht ganz unrecht, wenn er meint, daß Schmidt mit „a more thorough theological preparation for his work"[10]) mancher Schwierigkeiten besser Herr geworden wäre. Der schlichte Fleischergeselle war da von vornherein im Nachteil. Aber diese Unzulänglichkeiten, die für jene erste Missionsepoche allgemein charakteristisch sind, sind noch nicht das Entscheidende. Ein Weg hätte Georg Schmidt scheinbar offen gestanden. Er hätte seine Arbeit ungestört weiter tun können, wenn er sich darein gefunden hätte, die Taufe der Hottentotten durch die Geistlichen vornehmen zu lassen und jene so der reformierten Kirche einzugliedern. Dieser Möglichkeit gegenüber ergibt sich allerdings die Frage, die auch Julius Richter stellt: Hätte Schmidt — um der Sache willen — nicht besser getan, dieser allerdings weitgehenden Forderung nachzugeben? Als Beispiel dafür nennt Richter das Verhalten der Basler Mission in der dänischen Kolonie Christiansborg. Warum hat Schmidt nicht dies Opfer gebracht? Zunächst einmal weist schon Richter selbst auf den schroffen Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformierten hin, der dies Opfer zum mindesten sehr erschwerte, wenn nicht praktisch unmöglich machte. Und sodann wäre damit die erbitterte Feindschaft der Kolonisten, die sich nicht gegen die kirchliche Ausnahmestellung Schmidts, sondern ganz eigentlich gegen seine Person und seine Arbeit richtete, auch noch nicht beseitigt gewesen.

So war es ein unversöhnlicher Gegensatz, der über kurz oder lang zum Bruch führen mußte, unversöhnlich nicht sowohl durch die Starrköpfigkeit und Eigenwillig-

keit der streitenden Parteien als vielmehr durch den Gegensatz der Prinzipien, um die letzten Endes gefochten wird. Damit hebt sich der Gegensatz für uns aus seiner Vereinzelung und Zufälligkeit heraus und zwingt uns, zum Schluß unsre Frage noch einmal im Sinn der Prinzipienfrage zu stellen.

Die prinzipielle Frage, um die es geht, wird uns vielleicht am deutlichsten, wenn wir sie nach dem Vorgang von Kähler und Frick[11]) unter dem Gegensatz Mission und Propaganda sehen. Und das nicht etwa deshalb, weil diese Betrachtungsweise nach dem Erscheinen von Fricks Buch in Gefahr ist Mode zu werden, sondern weil uns die Arbeit Georg Schmidts in der Tat hierfür ein Schulbeispiel, gleichsam in Reinkultur, noch unverwischt und unausgeglichen, bietet. Auf der einen Seite die reformierte Kirche Hollands als die kraftvolle Vertreterin des Propagandaprinzips. Wir sahen bereits, wie schon der neugegründeten ostindischen Kompanie die Propaganda des reformierten Bekenntnisses zur Pflicht gemacht worden war; und der weitere Gang der Ereignisse am Kap zeigt deutlich, wie einseitig propagandistisch man diese Aufgabe auffaßt. Die Souveränität der reformierten Kirche am Kap ist so selbstverständlich, so unumschränkt, daß im ganzen Land nur ihre Ordination gilt, daß Gottesdienste nur nach ihrem Ritus vollzogen werden dürfen, nur ihr die Verwaltung der Sakramente zusteht. Fast zweihundert Jahre lang darf keine lutherische Kirche gebaut, kein lutherischer Geistlicher angestellt werden. Ja, diese Souveränität gilt mit der gleichen Selbstverständlichkeit theoretisch auch für die Eingebornen des Landes, aber ohne daß der theoretische Anspruch irgendwie zur praktischen Betätigung wird. Das ist charakteristisch für die Kirche der Kapkolonie. Die

sittliche Verwilderung, von der auch die Geistlichkeit infiziert ist, hat die Kirche um die Aktivität gebracht,[12]) die anderwärts grade das Wesen und die Stärke der Propaganda ausmacht.

In diese geistige Atmosphäre hinein kommt nun der Bote der Brüdergemeine aus ganz andern Motiven und von ganz andern Voraussetzungen her. Ein starkes, ursprüngliches Neuerleben des Evangeliums, das unter dem Einfluß des Pietismus die besondre Form der Heilandsfrömmigkeit angenommen hat, weckt stürmischen Zeugengeist und macht die Brüder willig, allenthalben den Heiland zu verkündigen. So ist es auch letztlich nicht Zinzendorf und nicht die Gemeine, die sie senden, sondern der Heiland selbst, der äußerlich sichtbar durch den Losentscheid zu ihrer Bereitwilligkeit sein Ja und Amen gibt. Dieses Bewußtsein gibt auch ihrer Botschaft das Gepräge. Sie kommen nicht als Agenten der Brüdergemeine, zu den Katholiken Deutschlands so wenig wie zu den Eingebornen Grönlands und Südafrikas, sie kommen nicht mit einer neuen, ihnen eigentümlichen Kirchenlehre, sie kommen nicht einmal mit der Würde des geistlichen Berufs. Sie treiben nicht Propaganda, sondern Mission. Darum können sie es wagen, grade zu den verkommensten und tiefstehendsten Völkern zu gehen, an die sich sonst niemand machen würde, die für jede Propaganda das ungeeignetste Objekt sind. Sie kommen lediglich als Boten des Evangeliums und darum bewußtermaßen nach apostolischem Vorbild. Es ist nicht zufällig, daß Zinzendorf Schmidt die Weisung gibt, im Fluß zu taufen, und daß Schmidt selbst sich immer wieder auf die Methode der Apostel beruft.[13])

Wie stark sich die Boten der Brüdergemeine als vom Heiland Gesandte fühlen, zeigt deutlich Zinzen-

dorfs Lied aus dem Jahr 1736: Besinn dich, Überwinder, daß Schmidt, dein armer Sünder, auf die Vocation, die Simon dort empfangen, zun Hottentotten gangen, zu zeugen von der Dornenkron. Das große Vorbild der ersten Jünger steht Zinzendorf vor der Seele; die Vokation des Heilands, wie sie im Ja-Wort des Loses zum Ausdruck kommt, ist das Entscheidende. Da ist es dann auch nicht verwunderlich, daß demgegenüber der kirchliche Brauch der Ordination wesentlich an Bedeutung verliert. Ja, wir können wohl gradezu sagen, sie ist in erster Linie ein Zugeständnis an die organisierte Kirche. Das zeigt schon die Planlosigkeit, mit der sie im Anfang gehandhabt wird. Auch in unserm Fall soll sie Schmidt zunächst und vor allem gegen kirchliche Einwände decken.[14]) Das zeigt sich am deutlichsten daraus, daß weder Zinzendorf noch Schmidt die Ordination als unerläßliche Vorbedingung für den Vollzug der Taufe betrachten. So schreibt der Bischof David Nitschmann schon 1738 an Schmidt: „Zeiget sich was an den Hottentotten, daß sie an Jesum glauben, so können sie auf Christi Tod getauft werden." Schmidt schreibt am 1. Februar 1742 an Zinzendorf: „1741 den 13. August wollt ich zum Br. Wilhelm ins Feld gehen und mit ihm reden und ihn taufen. Ich loste aber zuvor darüber, ob ichs tun sollte. Das Los: nein. So hab ichs gelassen." Und Zinzendorf fragt Schmidt bei Übersendung der Ordinationsurkunde mit einem gewissen Erstaunen: „Warum taufst du die Kinder der Hottentotten nicht, die zur Zeit hinausgehen? Der da kommt mit Wasser und Blut, ist auch für sie gestorben." Diese Äußerungen, besonders die von Schmidt selbst, zeigen deutlich: die Vokation des Heilands läßt die Ordination der Gemeine als nebensächlich, wenn nicht gar überflüssig erscheinen.

So liegt der Gegensatz, der so erbitterte Kämpfe auslöst und schließlich zum Bruch führt, doch tiefer, als es auf den ersten Blick scheinen will. Daß es sich um einen Gegensatz der Prinzipien handelt, der ein Nachgeben um der Sache willen nicht erlaubt, empfindet auch Schmidt instinktiv, wenn er in einer Aussprache mit dem Gouverneur am 7. Dezember 1742 erklärt: „Warum haben die hiesigen Predikanten mir das nicht im Anfang gesagt, als ich aus dem Vaterland bin hergekommen, daß die Hottentotten unter ihnen stehn und daß hier anders niemand taufen darf als sie. Hätten sie mir das gesagt, so wäre ich wieder nach dem Vaterland gegangen."[15]) Daß Schmidt hier nicht nachgegeben hat, sondern es im Glauben wagte, den zeitlichen Erfolg seiner Arbeit um der größeren Sache willen aufs Spiel zu setzen, ist sein bleibendes Verdienst. Er hat dem Missionsprinzip des Evangeliums die Bahn gebrochen, wenn auch zunächst noch einmal die Propaganda des kirchlichen Absolutismus den Sieg davon trug. Als 50 Jahre später die Brüder wieder ins Land kamen, durften sie die Früchte dieses Kampfes ernten. Auch von Schmidts Arbeit gilt der Vers des Grafen Zinzendorf:

Selbst das Erliegen nach dem Schein
muß oft für Ort und Land
der Anfang seiner Rettung sein
durch deine Wunderhand.

III. Der Ausgang

1. Vergebliche Versuche zur Fortsetzung der Arbeit

Um seine Sache in Holland persönlich durchzufechten und seiner Missionsarbeit die Bahn frei zu machen, ist Schmidt in die Heimat zurückgekehrt. So hören wir denn in den nächsten Jahren von allen möglichen Versuchen, teils Schmidt selbst unter günstigeren Bedingungen die Rückkehr zu ermöglichen, teils auf andre Weise die Arbeit fortzusetzen. Schon der 9. Synodus in Marienborn im Oktober 1744 beschäftigt sich ernstlich mit dieser Frage. Wie sehr man auf eine Wiederaufnahme der Arbeit hofft, zeigt ein Lied, mit dem Johannes von Wattewille Georg Schmidt auf dem Synodus begrüßt:[1])

So wahr als Jesus ist der Gott,
so wahr der dümmste Hottentott
erworben ist durchs Lammes Pein,
so wahr soll unsre Kreuz-Gemein
noch manchen armen Hottentotten sehn
zu seinen heilgen blutgen Wunden gehn.

George Schmidt, dem die Gemein
zuerst befahl, ein Bot' zu sein
und dieser wilden Nation
zu sagen, wer ist Gott der Sohn,

der soll, wenn er's erlebt, manch Tränelein
vor Freuden weinen, wenn das wird so sein.

Bin ich gleich noch kein Heidenbot',
so fühl ich's doch, daß sie der Tod
des Lamms so gut wie mich versühnt
und sie zum Schmerzenslohn verdient,
drum fleht zum Lamm mein armes Herzelein:
Mach bald die Hottentotten zur Gemein.

Marienb. d. 17. Okt. 44. Johannes.

Am 20. Oktober kommt auf dem Synodus ein Plan zur Sprache, Schmidt unter Umgehung der Kompanie zurückzusenden: „Man kann wohl von St. Helene[2]) nach dem Kap kommen, aber man läßt einen ohne Erlaubnis nicht ins Land. Man muß zur rechten Tür hineingehen. Auch die Recomendationes der Bewindhebber machen einen verdächtig. Schmidt hatte einen Recomendat von Rademacher. Die Ordnungen sind uns grade im Weg und der Sache des Heilandes. Es sind Menschensachen." Ein andermal denkt Zinzendorf daran, Schmidt auf dem Landweg über Alexandria nach dem Kap zu schicken. Am 29. Oktober wird erneut über die Heidensache verhandelt. 24 Missionspläne kommen zur Sprache. Im Blick auf Schmidts Arbeit betont man, daß die Schwierigkeit der Verhältnisse kein Grund zum Aufgeben der Arbeit sei: „Der heilige Geist kann's einem Hottentotten so gut als uns geben." Und Schmidt erklärt, er wolle „gern mit Leib und Seele der Heidensache bleiben". Ja, man bereut, ihm nicht von vorn herein noch 5 Geschwister mitgegeben zu haben. Schließlich wird Schmidt von Zinzendorf zum „General-Visitator aller heidnischen Kolonien" bestimmt, er soll aber zuvor noch ein Jahr in der Gemeine bleiben.

Im Februar des nächsten Jahres reist Schmidt nach Holland, um hier, von Zinzendorf unterstützt, die Verhandlungen aufzunehmen. Alphen ist fest überzeugt, daß Schmidt Erfolg haben werde. Er habe ja Haus und Hof drüben, da werde man ihm keine Schwierigkeiten machen. Rademacher dagegen sieht schwärzer. Mag auch die Kompanie an sich bereit sein, so liegt der Hauptwiderstand eben doch bei den Predikanten. Da werde auch Zinzendorfs Plan, Schmidt noch einmal von de Bruin ordinieren zu lassen, nichts nützen.[3]) Der Besuch bei den Predikanten zeigt dann auch, daß die alten Gegensätze ungeschwächt fortbestehen. Ihren Vorwürfen gegenüber vermag Schmidt nur noch einmal seinen Standpunkt klar und deutlich zu betonen: „Es ist mir noch niemals in den Sinn gekommen, was apartes zu machen, sondern meine Sache sei, die Hottentotten zum wahren Glauben an Jesum zu bringen, ohne ihnen was von einem Namen der Religion zu sagen. Denn man müsse mit den Heiden nach der apostolischen Weise handeln und sie mit vielen Fragen und langen Glaubensbekenntnissen verschonen." Zu einer Überbrückung der Gegensätze aber kommt es nicht. So kehrt Schmidt unverrichteter Sache nach Marienborn zurück.

Im Herbst tagt der Rat der Siebzehn, und auch Schmidt ist wieder in Holland, um sein Gesuch einzureichen. Dabei erfährt er, daß er es nicht nur mit der Gegnerschaft der Geistlichkeit zu tun hat, der Kompanie selbst beginnt die Sache ungemütlich zu werden. Sie fürchtet das Entstehen selbständiger Hottentottengemeinen, denn „es könnte daraus was entstehen, das der Kompanie zum Schaden gereichen könnte". Die Folge ist denn, daß im November Schmidts Gesuch endgültig abgeschlagen wird und er schweren Herzens

die letzte Hoffnung aufgeben muß, „mit Leib und Seel der Heidensache zu bleiben".

Damit hat aber die Gemeine die Hoffnung noch nicht aufgegeben, auf anderm Wege das Werk Georg Schmidts fortsetzen zu können. Zinzendorf macht einen erneuten Versuch mit dem reformierten Kandidaten der Theologie L. W. Weiß, der sich in schwärmerischer Verehrung für den Grafen von sich aus als Gehilfe für Schmidt zur Verfügung stellt. Dieser soll im Namen der Gemeine, aber gleichzeitig im Dienst der Kompanie als reformierter Domine unter die Hottentotten nach dem Kap gehen. So hofft man allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. Folgende „Punktation" ist außer einem Brief von Weiß an Zinzendorf die einzige Nachricht, die wir darüber besitzen:

Punktation zu einem Memoriale an die Ostindische Kompanie, welches, nachdem es extendirt worden, von Br. Lelong ins Holländische übersetzt und der Kompanie je eher je lieber übergeben werden könnte.

Es ist auf Special-Erlaubnis einer hochlöblichen Ostindischen Kompanie und auf eingeholtes Gutachten des geistlichen Ministerii in Amsterdam im Jahr .... George Schmidt, ein Mähre von Geburt, als Missionarius der Mährischen Brüdergemeine zu den Hottentotten auf der Kap gegangen und hat sich daselbst bis 1744 in ..... aufgehalten, von wannen er, nachdem er von gedachter Gemeine zurückberufen worden, wieder in Deutschland angekommen.

Weil er nun seinem getanen Bericht nach unter den Hottentotten wirklich Segen gehabt und sich's zu noch mehreren Früchten seiner Mission angelassen, so will die Brüdergemeine diesen Platz nicht gerne unbesetzt lassen, sondern sich der armen Heiden, die einen Ge-

Schmidt verdient sich sein Brot als Tagelöhner und hilft gleichzeitig nach der guten Sitte jener ersten Gemeinzeit, die noch keinen Theologenstand kennt, bei der geistlichen Bedienung der Gemeine. Als man am 14. August 1756 im Liebesmahl des ersten 13. August gedenkt, heißt es im Diarium der Gemeine: „Br. Schmidt, welcher ao 1727 bei dem ersten sel. Abendmahl gewesen, wurde auf die Arbeiterbank gerufen." Am 30. Januar 1757 hören wir von der ersten Diasporagemeinschaft unter seiner Leitung: „Mit lieben Brüdern aus unsrer Diaspora wurde heute ihre Gesellschaft das erstemal mit gar seligem Gnadengefühl gehalten bei unserm Bruder Georg Schmidt. Die Leutgen waren sehr erfreut und von Gnade angetan. Sie achten den Tag groß und remarquable, den sie nie vergessen werden."

1753 baut er sich ein eigenes Haus „außer dem Platz ober der Ledigen Schwestern Revier",[5]) zu dem ihm Br. Lüdecke das Baumaterial schenkt. Es ist ein einstöckiges Doppelhaus in Gemeinschaft mit dem Schneider Tschischek, jeder Teil 282½ Fuß lang und 40 Fuß breit, mit Schindeln gedeckt und mit Holzschuppen, Schweinestall und Garten ausgestattet. Hier tut er nun treu und bescheiden 3 Jahrzehnte lang schlichte Tagelöhnerarbeit. Wir begegnen deren Spuren immer wieder einmal im Protokoll der Helferkonferenz. So heißt es dort am 15. April 1760: „Der Bruder Schmidt begehrt 4½ gl. Tagelohn, teils Fremden kriegens auch, und also ist's für unsre Brüder auch billig." Notizen aus dem Jahr 1763 beziehen sich auf die Ladenwache, die Schmidt bei dem Ladenherrn Daniel Dürninger übernommen hat: „7. März: der Bruder Georg Schmidt ist krank. Es muß notwendig ein andrer zur Ladenwache bestellt werden. Es ist un-

recht, da er schon seit 8 Tagen krank ist, er es nicht gemeldet, daß gleich jemand andres bestellt worden wäre. — 25. April: Der Bruder Schmidt hat dem Bruder D. Dürninger die Wache aufgesagt vor den Lohn, den er bis daher bekommen, welcher war monatlich 4 Taler. Er will 2 Groschen 4 Pfennig haben vor jede Nacht. Das ist wohl zuviel, weil er's das ganze Jahr kriegt. — 3. Oktober: Der Bruder Georg Schmidt hat dem Bruder Dürninger die Wache aufgesagt, weil es ihm zu schwer wird. Etwa 8—14 Tage will er sie haben, bis jemand anders bestellt werden kann." Im Oktober 1764 begegnet uns Schmidt als Mitglied einer Handwerkskonferenz zur Festsetzung der Arbeitspreise.

Welche Achtung Georg Schmidt in der Gemeine besitzt, zeigt auch seine Wahl ins Aufseher-Kollegium im November 1769. Die Synode 1769 hatte den Gemeinrat in neuer Form als Zusammenschluß aller erwachsenen Kommunikanten eingeführt, aus deren Mitte dann das Aufseher Kollegium hervorgehen sollte. Dieses setzte sich aus 3 amtlichen und 5 gewählten Mitgliedern zusammen. Als nun am 29. und 30. November diese Wahl in Niesky stattfindet, wird Georg Schmidt mit 16 Stimmen als fünftes Mitglied gewählt.[6]) Über seine Mitarbeit im Aufseherkollegium hören wir u. a. 1772, wo er uns als Mitglied einer Kommission zur Revision der Gemeinabgaben[7]) begegnet. In dieser Kommission werden die einzelnen Brüder, deren Beiträge zu Bemerkungen Anlaß geben, durchgegangen, schließlich erscheint auch Georg Schmidt als Nr. 39 auf der Liste: „Br. Georg Schmidt hat bisher 2 Taler gegeben. Br. Rode äußerte mit der übrigen Brüder völligem Beifall, es wäre wohl nicht unbillig, wenn man ihn in Betracht seines Alters und Armut, da er sich doch alles mit seiner Hand verdienen müßte, lieber

Schmidt verdient sich sein Brot als Tagelöhner und hilft gleichzeitig nach der guten Sitte jener ersten Gemeinzeit, die noch keinen Theologenstand kennt, bei der geistlichen Bedienung der Gemeine. Als man am 14. August 1756 im Liebesmahl des ersten 13. August gedenkt, heißt es im Diarium der Gemeine: „Br. Schmidt, welcher ao 1727 bei dem ersten sel. Abendmahl gewesen, wurde auf die Arbeiterbank gerufen." Am 30. Januar 1757 hören wir von der ersten Diasporagemeinschaft unter seiner Leitung: „Mit lieben Brüdern aus unsrer Diaspora wurde heute ihre Gesellschaft das erstemal mit gar seligem Gnadengefühl gehalten bei unserm Bruder Georg Schmidt. Die Leutgen waren sehr erfreut und von Gnade angetan. Sie achten den Tag groß und remarquable, den sie nie vergessen werden."

1753 baut er sich ein eigenes Haus „außer dem Platz ober der Ledigen Schwestern Revier",[5]) zu dem ihm Br. Lüdecke das Baumaterial schenkt. Es ist ein einstöckiges Doppelhaus in Gemeinschaft mit dem Schneider Tschischek, jeder Teil 282½ Fuß lang und 40 Fuß breit, mit Schindeln gedeckt und mit Holzschuppen, Schweinestall und Garten ausgestattet. Hier tut er nun treu und bescheiden 3 Jahrzehnte lang schlichte Tagelöhnerarbeit. Wir begegnen deren Spuren immer wieder einmal im Protokoll der Helferkonferenz. So heißt es dort am 15. April 1760: „Der Bruder Schmidt begehrt 4½ gl. Tagelohn, teils Fremden kriegens auch, und also ist's für unsre Brüder auch billig." Notizen aus dem Jahr 1763 beziehen sich auf die Ladenwache, die Schmidt bei dem Ladenherrn Daniel Dürninger übernommen hat: „7. März: der Bruder Georg Schmidt ist krank. Es muß notwendig ein andrer zur Ladenwache bestellt werden. Es ist un-

recht, da er schon seit 8 Tagen krank ist, er es nicht gemeldet, daß gleich jemand andres bestellt worden wäre. — 25. April: Der Bruder Schmidt hat dem Bruder D. Dürninger die Wache aufgesagt vor den Lohn, den er bis daher bekommen, welcher war monatlich 4 Taler. Er will 2 Groschen 4 Pfennig haben vor jede Nacht. Das ist wohl zuviel, weil er's das ganze Jahr kriegt. — 3. Oktober: Der Bruder Georg Schmidt hat dem Bruder Dürninger die Wache aufgesagt, weil es ihm zu schwer wird. Etwa 8—14 Tage will er sie haben, bis jemand anders bestellt werden kann." Im Oktober 1764 begegnet uns Schmidt als Mitglied einer Handwerkskonferenz zur Festsetzung der Arbeitspreise.

Welche Achtung Georg Schmidt in der Gemeine besitzt, zeigt auch seine Wahl ins Aufseher-Kollegium im November 1769. Die Synode 1769 hatte den Gemeinrat in neuer Form als Zusammenschluß aller erwachsenen Kommunikanten eingeführt, aus deren Mitte dann das Aufseher Kollegium hervorgehen sollte. Dieses setzte sich aus 3 amtlichen und 5 gewählten Mitgliedern zusammen. Als nun am 29. und 30. November diese Wahl in Niesky stattfindet, wird Georg Schmidt mit 16 Stimmen als fünftes Mitglied gewählt.[6]) Über seine Mitarbeit im Aufseherkollegium hören wir u. a. 1772, wo er uns als Mitglied einer Kommission zur Revision der Gemeinabgaben[7]) begegnet. In dieser Kommission werden die einzelnen Brüder, deren Beiträge zu Bemerkungen Anlaß geben, durchgegangen, schließlich erscheint auch Georg Schmidt als Nr. 39 auf der Liste: „Br. Georg Schmidt hat bisher 2 Taler gegeben. Br. Rode äußerte mit der übrigen Brüder völligem Beifall, es wäre wohl nicht unbillig, wenn man ihn in Betracht seines Alters und Armut, da er sich doch alles mit seiner Hand verdienen müßte, lieber

wortung, aber mit Zustimmung der Gemeine seine Reise an. Er kommt auch glücklich am Kap an und meldet der Gemeine, was er über Schmidts Hottentotten zu erkunden vermag: „Soviel als ich von Hottentotten berichten kann, die bei Bruder Schmidt gewesen sein, sind noch beieinander, sie sind aber sehr verlegen, daß jemand bei ihnen käme. Ich kann aber nicht eher über Berg kommen, bis die Regenzeit vorbei ist.“ Von seiner weiteren Arbeit unter ihnen fehlt leider jede Nachricht. Im August 1756 berichtet Christian Weinstrauch, einer der dortigen Erweckten, von einer großen Epidemie, der auch Martin Schwebler erlegen sei. Am zweiten Pfingstfeiertag hätten sie ihn begraben. Jenem Weinstrauch verdanken wir auch die letzte Kunde von Schmidts Hottentotten. Er schreibt unterm 27. Februar 1758: „Zwei haben noch 1755 bis 1756 da gewohnt an dem Ort von Bruder Schmidt, hat mir ein Mann gesagt vom Sergeant Rivier. Ihr Name ist gewesen Christian und Josua, sind zu der Zeit gestorben, und der Platz liegt wüste. Die übrigen haben sich zerstreut, und er wüßte nicht, wo sie wären. Doch hätte er wohl gehört, daß noch mehr tot wären.“ Das die letzte Kunde von dem traurigen Ende eines mit so viel Glaubensmut und Selbsthingabe begonnenen Werkes.

2. Der Lebensausgang Georg Schmidts

Während so draußen auf dem Missionsfeld das Lebenswerk Georg Schmidts langsam dahinstirbt, führt sein eigner Lebensweg in die Stille des heimischen Gemeinlebens. Als er am 4. Juni 1745 von seinem letzten Aufenthalt in Holland nach Marienborn zurückkehrt, wird er von Johannes von Watteville zum Vorsteher der ledigen Brüder bestimmt. „Darnach sagte Jo-

hannes zu mir: du sollst Vorsteher sein in Marienborn von den ledigen Brüdern. Wenn Unordnung ist in den Stuben oder im Schlafsaal, sollst du mit Autorität bestrafen, und was sich nicht will geben, das sage mir."[1]) Am 1. Juli wird ihm die Ledigen-Brüder-Kasse übergeben und am 2. Juli seine neue Würde den Brüdern in einem Liebesmahl mitgeteilt.

Einen neuen wichtigen Abschnitt in seinem Leben bringt der Zeister Synodus im Mai-Juni 1746. Hier wird er mit der ledigen Schwester Maria Wahowsky,[2]) Pflegerin der ledigen Schwestern in Berlin, verlobt. Am 28. Juli werden sie im Herrenhaag durch den Bischof Johann Nitschmann getraut. Ihr gemeinsamer Lebensweg führt sie nun zunächst in die Oberlausitz, wo sie unter den Wenden und Böhmen um Gebhardtsdorf arbeiten. Am 1. Oktober kommen sie vorübergehend nach Niesky, wo Georg Schmidt dem Br. Gewinn zur Hand geht und auch sonst bei den „öffentlichen Saalgelegenheiten samt der Ehechorpflege" hilft. Am 6. September 1747 siedeln sie nach Herrnhut über, wohl in gräflichen Dienst, 1749 nach Berthelsdorf zur Arbeit unter den dortigen Erweckten und April 1752 nach Uhyst, wo Georg Schmidt den Hausvater und Oconomus der dortigen Anstalt abgibt und gleichzeitig sich der umwohnenden Wenden annimmt. Diese unruhvollen Jahre sind noch in besondrer Weise leidvolle Jahre für sie, als ihnen zwei Kinder geboren werden, die sie in zartem Alter wieder hergeben müssen.[3]) So bedeutet es eine freundliche Fügung für sie, als sich ihnen nun gegen Ende des Jahres 1752 in Niesky eine bleibende Heimat auftut.

Am 11. Dezember 1752 ziehen Schmidts in Niesky ein und finden ihre Wohnung zunächst im Haus des Br. Schuchlow in der Trebuser Straße.[4]) Georg

Schmidt verdient sich sein Brot als Tagelöhner und hilft gleichzeitig nach der guten Sitte jener ersten Gemeinzeit, die noch keinen Theologenstand kennt, bei der geistlichen Bedienung der Gemeine. Als man am 14. August 1756 im Liebesmahl des ersten 13. August gedenkt, heißt es im Diarium der Gemeine: „Br. Schmidt, welcher ao 1727 bei dem ersten sel. Abendmahl gewesen, wurde auf die Arbeiterbank gerufen." Am 30. Januar 1757 hören wir von der ersten Diasporagemeinschaft unter seiner Leitung: „Mit lieben Brüdern aus unsrer Diaspora wurde heute ihre Gesellschaft das erstemal mit gar seligem Gnadengefühl gehalten bei unserm Bruder Georg Schmidt. Die Leutgen waren sehr erfreut und von Gnade angetan. Sie achten den Tag groß und remarquable, den sie nie vergessen werden."

1753 baut er sich ein eigenes Haus „außer dem Platz ober der Ledigen Schwestern Revier",[5]) zu dem ihm Br. Lüdecke das Baumaterial schenkt. Es ist ein einstöckiges Doppelhaus in Gemeinschaft mit dem Schneider Tschischek, jeder Teil 282½ Fuß lang und 40 Fuß breit, mit Schindeln gedeckt und mit Holzschuppen, Schweinestall und Garten ausgestattet. Hier tut er nun treu und bescheiden 3 Jahrzehnte lang schlichte Tagelöhnerarbeit. Wir begegnen deren Spuren immer wieder einmal im Protokoll der Helferkonferenz. So heißt es dort am 15. April 1760: „Der Bruder Schmidt begehrt 4½ gl. Tagelohn, teils Fremden kriegens auch, und also ist's für unsre Brüder auch billig." Notizen aus dem Jahr 1763 beziehen sich auf die Ladenwache, die Schmidt bei dem Ladenherrn Daniel Dürninger übernommen hat: „7. März: der Bruder Georg Schmidt ist krank. Es muß notwendig ein andrer zur Ladenwache bestellt werden. Es ist un-

recht, da er schon seit 8 Tagen krank ist, er es nicht gemeldet, daß gleich jemand andres bestellt worden wäre. — 25. April: Der Bruder Schmidt hat dem Bruder D. Dürninger die Wache aufgesagt vor den Lohn, den er bis daher bekommen, welcher war monatlich 4 Taler. Er will 2 Groschen 4 Pfennig haben vor jede Nacht. Das ist wohl zuviel, weil er's das ganze Jahr kriegt. — 3. Oktober: Der Bruder Georg Schmidt hat dem Bruder Dürninger die Wache aufgesagt, weil es ihm zu schwer wird. Etwa 8—14 Tage will er sie haben, bis jemand anders bestellt werden kann." Im Oktober 1764 begegnet uns Schmidt als Mitglied einer Handwerkskonferenz zur Festsetzung der Arbeitspreise.

Welche Achtung Georg Schmidt in der Gemeine besitzt, zeigt auch seine Wahl ins Aufseher-Kollegium im November 1769. Die Synode 1769 hatte den Gemeinrat in neuer Form als Zusammenschluß aller erwachsenen Kommunikanten eingeführt, aus deren Mitte dann das Aufseher Kollegium hervorgehen sollte. Dieses setzte sich aus 3 amtlichen und 5 gewählten Mitgliedern zusammen. Als nun am 29. und 30. November diese Wahl in Niesky stattfindet, wird Georg Schmidt mit 16 Stimmen als fünftes Mitglied gewählt.[6]) Über seine Mitarbeit im Aufseherkollegium hören wir u. a. 1772, wo er uns als Mitglied einer Kommission zur Revision der Gemeinabgaben[7]) begegnet. In dieser Kommission werden die einzelnen Brüder, deren Beiträge zu Bemerkungen Anlaß geben, durchgegangen, schließlich erscheint auch Georg Schmidt als Nr. 39 auf der Liste: „Br. Georg Schmidt hat bisher 2 Taler gegeben. Br. Rode äußerte mit der übrigen Brüder völligem Beifall, es wäre wohl nicht unbillig, wenn man ihn in Betracht seines Alters und Armut, da er sich doch alles mit seiner Hand verdienen müßte, lieber

gar von dem Beitrag dispensierte. Br. Grübner, der ebensoviel gegeben, könne es noch eher tun, da er doch etwas Kapital habe. Br. Schmidt erklärte sich: die Erleichterung sei ihm wohl lieb, er wolle aber doch gern nach seinem Vermögen und solange er könnte, etwas geben, und er dächte 1 Taler. Die Brüder antworteten, wenn es auch noch weniger wäre, soviel als er eben könne."

Am 22. November 1780 verliert Georg Schmidt seine Frau und übernimmt nun den Dienst an den auswärtigen Witwerbrüdern, soweit ihm das seine abnehmenden Kräfte erlauben. Allerlei Mühseligkeiten des Alters zwingen ihn, den fleißigen Händen mehr Ruhe zu gönnen. Dabei sorgen Unterstützungen aus der Armenkasse und milde Gaben geschwisterlicher Liebe dafür, daß er vor Not bewahrt bleibt. Am 1. August 1785 befallen ihn heftige Leibschmerzen, trotzdem besucht er noch abends die Gemeinversammlung und kann auch am nächsten Tag noch ein wenig im Garten arbeiten. Als er gegen Mittag ins Haus gegangen ist, scheint ein Schlaganfall seinem Leben plötzlich das Ende bereitet zu haben. In der 12. Stunde wird er tot in seiner Stube aufgefunden. Das Protokoll der Ältesten-Konferenz vom nächsten Tag sagt über sein Ende: „Bruder Georg Schmidt ist gestern Vormittag gleich nach 11 Uhr auf seiner Ofenbank sitzend entschlafen gefunden worden, nachdem er noch eine Stunde vorher in seinem Garten gesehen worden ist. Eine Aderlässe und andere angewandte Mittel ihn wieder zu sich zu bringen sind vergeblich gewesen, vermutlich hat also ein starker Schlagfluß seinen so plötzlichen Heimgang verursacht."[8]) Unter seinem Nachlaß findet man noch einem ansehnlichen Teil der gezahlten Unterstützungen, die Schmidt in seiner großen Bedürfnis-

losigkeit gewissenhaft zurückgelegt und ebenso wie sein Haus der Armenkasse vermacht hatte." So begegnen wir seinem Namen noch ein letztes Mal im Protokoll des Aufseher-Kollegiums vom 11. August 1785: „1) wurde von der Nachlassenschaft des seligen Bruder Georg Schmidt geredet. Das Kollegium hielt vor notwendig, daß der ganze Betrag dieses Vermächtnisses in den Büchern der Gemein-Diaconie, als denen Armen zugehörig, gebucht werde. Auch glaubt man, daß es um mancherlei Ursachen willen gut und nötig sei, daß das Haus nach einer ordentlichen Taxation von der Gemeine übernommen und der Wert desselben zu dem übrigen geschlagen werde. Dieses hindere nicht, Arme in diesem Hause wohnen zu lassen."

Das ist Georg Schmidts Ende, das schlichte Ende eines mühseligen Tagelöhnerlebens. Und unwillkürlich kommt uns die Frage: hat Georg Schmidt dies Leben und dies Ende verdient? War es nicht schnöder Undank der Gemeine, die ihrem Streiter sein Lebenswerk so schlecht lohnte? Das sind Fragen, wie wir sie wohl stellen mögen, wie jene Zeit sie aber nicht kannte. Sie wußte besser als wir, wie sinnlos und wie gefährlich die Ehre bei den Menschen war. Man wußte sich miteinander verbunden als eine Gemeine, die dem Heiland gehörte und darum keine höhere Ehre kannte als diesem Heiland zu dienen mit Leib und Leben. Für den Heiland ging man morgen nach Grönland, wenn man nur ein paar Schuhe bekam, für den Heiland zeugte man mit brennendem Herzen mitten unter Haß und Feindschaft der Menschen, aber für den Heiland griff man auch zur Schaufel und Karre und ward ein bescheidener Tagelöhner, wenn er's so fügte. Das eine war so groß wie das andre, das eine so unwichtig wie das andre, weil das Entscheidende und allein Wichtige

war, daß man mit Werk und Wort dem Heiland diente. Ganz in diesem Geist ist ein Wort Georg Schmidts, das uns aus seinen letzten Tagen berichtet wird: „Ich habe in der Tat ein recht seliges Leben. Aber, mein Bruder, ich muß dir sagen, daß ich mich drum manchmal in meinem Herzen so leer, schlecht und trocken wie eine Scherbe fühle. Da bitte und bettle ich denn, daß mir der l. Heiland wieder etwas ins Herz schenken wolle, und warte wie ein Hündlein, bis ich wieder ein Brosamlein in mein armes Herz bekomme.“[9]) Wie sehr dieser Geist der Hingabe an den Heiland sein ganzes Leben regierte, sagt uns auch der Nachruf der Gemeine: „Die Beschwerden der Hütte und seiner Füße insonderheit fühlte er je länger je mehr. Aber der Blick auf den Mann voller Schmerzen und Krankheiten erleichterte ihm alles. Die äußerliche Handarbeit wollte ihm bei seiner Kränklichkeit in seinem Alter manchmal sauer ankommen, aber das Hinblicken auf den, der so viele Jahre als ein Zimmermann auf Erden sich es auch so sauer hat werden lassen, versüßte ihm alles. Eben darum fand man ihn immer einerlei, das ist allezeit fröhlich.“ Hier sehen wir dem Heilandschristentum der Brüdergemeine ins Herz, hier spüren wir etwas von der verborgnen Kraftquelle, aus der jene Männer leben. Da schließt sich immer aufs neue um den lebendigen Heiland die Kette:

Hier hast du uns alle zu deinen Befehlen,
je mehr du befiehlst, je mehr Siege wir zählen;
denn deine Gebote sind soviel Versprechen,
durch alle verhauene Bahnen zu brechen.

Geschwister! wir geben uns Herzen und Hände,
zum treusein bei Jesu durch alle Gewende,
wo er uns und unsre verbundne Gesellen
zum säen und ernten hat wollen bestellen.[10])

Anmerkungen

Abkürzungen

U-A. = Unitätsarchiv in Herrnhut.
Ny. = Archiv der Brüdergemeine in Niesky.

I. Abschnitt

1. Kapitel

1) siehe Lebensbilder aus der Brüdergemeine. Heft 2.
2) siehe Cröger, Geschichte der erneuerten Brüderkirche. Band I, S. 167 ff.
3) U-A. R 6 A a 14, 2, 1. Überarbeiteter Abdruck: Nachrichten aus der Brüdergemeine 1836, S. 468 ff. Es handelt sich nicht um persönliche Aufzeichnungen Schmidts, sondern um eine Niederschrift auf Grund seines mündlichen Berichts. Da in den Aufzeichnungen vom „sel. Jünger" die Rede ist, sind dieselben nach 1760 anzusetzen.
4) Ny. PA II R 16 B 2.
5) U-A. R 6 A a 29, 150. Außer dem Original sind verschiedne Kopien erhalten, die teils den Namen „Schmidt" weglassen, teils nur die allgemeine Überschrift tragen: An einen relapsum in Mähren. Vergl. hierzu auch Zinzendorfs Instruktion S. 30.
6) Friedrich Rock, Hofsattler des Grafen von Büdingen, ist der Führer der dortigen Inspirierten, die, einst durch den Spenerschen Pietismus erweckt, in sektiererische Bahnen geraten waren.

2. Kapitel

1) Als die Ureinwohner Südafrikas gelten die Buschmänner, reine Jägervölker, die wohl früh durch die Viehzucht treibenden Hottentotten aus ihren Gebieten verdrängt wurden. Als Missionsobjekt kommen von Anfang an nur letztere in Frage. Näheres über die Bevölkerung Südafrikas bei Jul. Richter S. 232 ff.
2) Du Plessis S. 21.
3) d. h.: Wem das Land gehört, der hat auch die Religion desselben zu bestimmen.
4) Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wird das anders. Ein Brief vom 3. April 1780 meldet vom Kap: Es ist

ein Luthers Bethaus hier .... sie erwarten einen lutherischen Prediger, der von Amsterdam hierher geschickt werden soll; denn es sind hier viel mehr Lutheraner als Reformierte.

5) Du Plessis S. 22.

3. Kapitel

1) Die Beziehungen dieser Freunde zu Herrnhut gehen auf den Besuch Spangenbergs und der Brüder, die nach Georgien gingen, zurück, z. T. vielleicht auch auf Zinzendorfs ersten Besuch in Holland 1719, so z. B. die Bekanntschaft mit der verwitweten Fürstin von Oranien. Anfang 1736 (gleichzeitig mit Schmidt) weilt auch Zinzendorf in Holland und knüpft die Bande enger.
2) Der hier abgedruckte französische Text ist der ursprüngliche Text Zinzendorfs, während Schmidt das Schreiben in holländischer Übersetzung überreicht hat.
3) an Lelong 4. 9. 36.
4) Wohl scherzhafte Ironie in Bezug auf Schmidts mangelhafte Beherrschung der holländischen Sprache.

II. Abschnitt

1. Kapitel

1) Datiert vom 23. 12. 37.

2. Kapitel

1) an Lelong 23. 12. 37.
2) Schmidts erste Niederlassung war im Zoetemelks-Vallei am Zonderend-Rivier.
3) aus dem Bericht an Zinzendorf vom 23. 12. 37.
4) an Zinzendorf 23. 4. 38. — Dieser Bericht Schmidts gibt Schneiders Darstellung recht, wonach sich Schmidt freiwillig aus eigner Initiative zum Umzug entschlossen hat. Das schließt nicht aus, daß er damit dem Wunsch der Europäer entgegen kam, denen seine Nähe gleichfalls nicht lieb sein mochte. Höchstens soweit hat Thompson recht, wenn er S. 355 schreibt: but being complained of by hostile farmers as too near the Company's post, he removed the next spring still farther from Cape Town, to the Zondereinde. Als falsch muß Vormbaums Darstellung S. 24 bezeichnet werden: „Da traf ihn unerwartet am 23. April

1738 der Befehl, aus der Nähe des Kompanie-Postens zu ziehen. Er folgte mit schwerem Herzen".

5) Gonny Sakken. Es handelt sich wohl um leere Säcke, in denen Asche des Gonna-Strauches aufbewahrt worden war, die man zur Seifenfabrikation verwendet.

6) an Lelong 15. 1. 39.

3. Kapitel

1) Der Hirtenbrief ist in deutscher Übersetzung mit Anmerkungen abgedruckt Büdingische Sammlungen II, 289.

2) Büd. Samml. II, 305 Fußnote. — Über Zinzendorfs Stellung zur Erwählungslehre vergl. Bernh. Becker, Zinzendorf im Verhältnis zu Philosophie und Kirchentum seiner Zeit S. 307 ff.

3) verfaßt von Friedrich von Wattewille in Heerendyk, 1. Oktober 1738. — Deutsch Freiwillige Nachlese S. 1512.

4) Protest, holländisch Büd. Samml. I, 237. Deutsch Freiw. Nachlese S. 1508.

4. Kapitel

1) Wir besitzen von Schmidts Hand ein fortlaufendes Diarium über seine Arbeit vom 16. 1. 1739 bis 8. 2. 1743. (U-A. R 15 Ma 1, 19. 21 und 4, (3). 4. 7. 9a). Von dem ersten Teil vom 16. 1. — 15. 11. 39 ist allerdings nur ein Auszug erhalten, der hier mit geringfügigen Auslassungen zum Abdruck kommt, während das Original verloren zu sein scheint. Das zweite Stück vom 15. 11. 39 — 18. 11. 40 ist im wesentlichen in Büd. Samml. II, 78—126 abgedruckt.

2) Tagebuch vom August 1739: „Den 22. heute abends bestrafte ich mein Volk über ihren Ungehorsam. Sie lassen ihr Vieh auf das Korn gehen und abfressen. Den 25. heute habe ich ein Kalb totgeschossen auf dem Kornlande. Ich muß wunderlich handeln mit diesem Volk. Des Abends hatte ich sie recht lieb."

3) an Zinzendorf 16. 1. 39.

4) David Nitschmann an L. Dober, am Kap 11. 8. 39, siehe Büd. Samml. I, 796. — Der Mißerfolg auf Ceylon ist auch zu einem guten Teil durch den Hirtenbrief verursacht. Siehe Schulze S. 34.

5) an L. Dober 5. 11. 39.

6) Siehe Zinzendorfs Instruktion S. 30. Es handelt sich nicht um eine Bestrafung seitens Zinzendorfs oder der Gemeine, sondern um eine Entscheidung des Heilands (eben durchs Los), die Schmidt als heilsame Rute hinnehmen soll.
7) an die Gemeine 17. 11. 40. An Lelong schreibt er am 8. 4. 41: Es fällt mir wohl schwer so lange allein zu sein, aber auch das muß in den Tod.
8) siehe Anm. 5.
9) siehe Nitschmanns Brief S. 74.
10) Ny. PA II R 16 B 20.
11) Ny. PA I R 9, 1. Die zweite ist wohl eine Schwester, vergl. die nächste Anmerkung.
12) Über Paul Schneider vergl. F. Möschler, Alte Herrnhuter Familien, Teil I S 133 f. — Das Gesuch ist uns nicht im Original, sondern nur in drei Kopien erhalten. In einer derselben (auch sonst stark korrigierten) ist der ursprüngliche Text mit der Bitte, Paul Schneider „nebst einer ziemlich bejahrten Frauensperson, Rosina Andersen" die Überfahrt zu gestatten, umgeändert in: „nebst seiner Frau". Danach scheint man schließlich beabsichtigt zu haben, ihn verheiratet auszusenden.
13) Auch Abraham von Gersdorf, der sich in jenen Jahren in Holland aufhält (siehe auch S. 86 f.), scheint sich vergeblich in Schmidts Interesse bemüht zu haben.
14) datiert vom 13. 2. 42. Das Datum des Briefes zeigt, daß man noch lange hoffte, durch Lelongs Vermittlung Schweickhardts Ausreise schließlich doch noch durchzusetzen.
15) In gleichem Sinn schreibt er an Lelong am 6. 2. 42: Ich werde auf eine Zeit euch besuchen kommen, um einmal zu essen und zu trinken, damit ich hernach wieder fasten kann.

5. Kapitel

1) Germann, Ziegenbalg und Plütschau. Derselbe, der Ausgang der dänisch-halleschen Mission in Indien, A-M. Z. 1886, 345.
2) Die hier abgedruckten Quellen finden sich: U-A. R 15 Ma 1 und Ny. P A II R 16.
3) vergl. Zinzensdorfs ähnliche Bemerkung S. 32.

4) Die Adresse des Briefes lautet: An das erwählte Geschlechte, das ledige Brüderchor unter Jesu Kreuzpanier.
5) Anspielung auf Richter 7, 16 ff.

6. Kapitel

1) Ny. P A II R 16 B 23. 24.
2) Siehe S. 55. Es ist fraglich, ob das „fließende Wasser", in dem Schmidt auf dem Heimweg die Taufe vollzieht, wirklich jener Fluß ist. Man hat vergeblich versucht, den Taufluß zu bestimmen. Jedenfalls kann es sich nicht um den Steenbrasrivier handeln, da Schmidt noch am selben Abend nach Haus kommt. Vergl. zu dieser Frage die beiden Gnadenthaler Schriftchen.
3) Diese fünf sind die einzigen, die Schmidt getauft hat. Jul. Richter S. 264 nennt fälschlich 7 Getaufte.

7. Kapitel

1) In einem kurzen Arbeitsbericht vom 8. 9. 44 sagt Schmidt: „Es hatte ihnen auch ein Bauersknecht gesagt: wenn ihr Leute gelehrt werdt sein, so wird euch die Kompanie zu Sklaven machen. Das ging ihnen recht im Kopfe herum; und mir sagten sie nichts davon, bis daß ich es selbst hörte.... Und weil ich ihnen manchmal gesagt hatte, daß ich Gehilfen kriegen würde und ich sie nicht kriegte, so machte ihnen das auch allerhand Gedanken, daß was dahinter stecken müßte".
2) Die Bitte um einen Ziekentrooster ist bezeichnend dafür, wie wenig die Geistlichkeit die eigne Verpflichtung zur Missionsarbeit empfindet.
3) Eine gerechte Beurteilung wird immer anerkennen müssen, daß auch diese erbitterte Feindschaft menschlich verständlich ist, ja daß sie zu einem guten Teil in der ganzen geistigen Einstellung jener Menschen und ihrer Zeit begründet liegt, daß sie darum nicht nur als persönliche Schuld gebucht werden darf.
4) Er schreibt am 27. 8. 43 an Lelong: „Aus deinem Brief (habe ich) ersehen, wie daß die liebe Gemeine mirs nicht verwehrt, zu euch zu kommen, das war mir sehr lieb. Denn außer Order der lieben Gemeine wollt ichs nicht gerne getan haben." Zu dieser Notiz steht allerdings der Brief Nitschmanns vom 15. 12. 43 (S. 87.)

in einem seltsamen Widerspruch, dessen Lösung ich nicht zu geben vermag.

5) Schmidt begann seine Arbeit mit 18 Hottentotten (23.4.38) und ließ bei seiner Abreise 26 zurück. Im März 1741 hatte er die Höchstzahl von 35 erreicht.

6) Nach dem kapholländischen Text in freier Form in deutsche Reime gebracht.

7) Du Plessis S. 58 f.

8) S. 264 f.

9) Schmidt schreibt am 21.11.39 an Lelong: „Aber Sie, mein Bruder, werden von mir versucht, umb mir doch besser alle die Sachen zu schicken, welche gedruckt werden wider uns und vor uns, denn es wird alles hier nach Cabo mitgebracht. Und ich soll mich darnach darüber verantworten, nicht wissende, was es ist und woher es kommt, als es mir diesmal geschehen ist. Hätten Sie, mein Bruder, mir die erste Reise den Herderlichen Brief und die Verklärung geschickt, so hätte ich mir viele Worte ersparen können."

10) Du Plessis S. 59: His intellectual attainments were few, and his theological education very imperfect.... Perhaps, if he had received a more thorough theological preparation for his work, he might have appreciated more readily the force of the objections to his being entrusted with the dispensation of the sacraments.

11) Dr. H. Frick, die evangelische Mission. Bonn und Leipzig 1922.

12) Über eine vereinzelte Ausnahme vergl. S. 23.

13) Vergl. hierzu seine Äußerung S. 92.

14) Aber grade dafür war die schriftliche Ordination, die vom kirchlichen Standpunkt aus natürlich sehr anfechtbar ist, wenig geeignet.

15) Im Widerspruch zu dieser Aussage Schmidts schreibt Du Plessis S. 53: From Schmidt's own account (?) it is plain thad he must have discussed with the two Cape Town pastors the question of baptising his Hottentot converts, nor can it be doubted that he was acquainted with their attitude towards other Churches than the Dutch Reformed. From the fact that at a later period the Reformed pastors demanded of Schmidt

that he should present his Hottentot converts to them to be baptised, it seems probable that they stipulated this at the outset; but whether the stipulation was agreed to or not we cannot now positively ascertain. Das Wahrscheinlichere ist doch wohl, daß diese Fragen tatsächlich im Anfang nicht erörtert worden sind, da man Schmidt von vornherein keinen Erfolg zutraute.

III. Abschnitt

1. Kapitel

1) Ny. P A II R16 B 29.
2) St. Helene ist eine Bai nördlich vom Kap.
3) Zinzendorfs Vorschlag geht im einzelnen dahin, Schmidt erst von de Bruin, dann noch einmal in Herrnhut ordinieren zu lassen. Danach soll er mit reformierten Geschwistern nach dem Kap reisen und dort eine von ihm bekehrte Deutsche heiraten.

2. Kapitel

1) aus den „Anmerkungen", einem kurzen Tagebuch Schmidts vom 3. 3. 44 — 23. 7. 45. Ny. P A II R16 B 5.
2) Maria Wahowsky, geb. 12. 3. 1712 in Staubernitz O. Schl., war das Kind evangelischer Eltern. Ihren Unterricht empfing sie bei Steinmetz, Prediger in Teschen, späterem Abt von Kloster Bergen. 1739 kam sie mit ihrem Vater nach Herrnhut und wurde hier am 4. Februar 1740 in die Gemeine aufgenommen. Januar 1746 wurde sie nach Berlin geschickt, um sich der ledigen Schwestern anzunehmen. Ihr Lebenslauf Ny. P A II R 7, 34.
3) Anna Maria, geb. 10. 10. 47, gest. 18. 3. 49. Johannes, geb. 10. 2. 51, gest. 23. 2. 51.
4) jetzt „Kleines Witwenhaus", Muskauerstr. 1.
5) Jetzt steht an der Stelle seines Hauses das westlichste der 3 Mädchenanstaltshäuser. Schmidt bewohnte den östlichen Teil des Doppelhauses. Im Osten grenzte ein Feld der ledigen Schwestern an das Grundstück. Tschischeks westlicher Nachbar war Oswald Geller.
6) Der erste Gewählte hat 98 Stimmen. Schmidt verdankt seine Wahl nur dem Los, das 9 Vordermänner nicht bestätigt.

7) Die Brüdergemeine erhebt noch heut ſtatt der zwangsmäßigen Kirchenſteuer freiwillige Gemeinabgaben, für die gewiſſe Normen aufgeſtellt ſind. Zu Schmidts Zeit gehörten zu den Gemeinabgaben auch noch die Kommunalſteuern.

8) Nachrichten aus der Brüdergemeine 1836: „Als ein beſondrer Umſtand verdient hier noch bemerkt zu werden, daß er eben um dieſe Zeit ein Mitglied der engeren Betergemeinſchaft in der Gemeine zu Niesky war, und daß ſein Heimgang grade in die ihm zugeteilte Gebetsſtunde fiel, zu welcher er auch ausdrücklich aus dem Garten nach Hauſe gegangen ſein mag. Da iſt es eben ſo wahrſcheinlich, als der Gedanke lieblich iſt, daß die letzten Seufzer dieſes Hottentottenapoſtels dem Heil des ſeinem Herzen ſo nahe liegenden Volkes gewidmet waren." Die Quellen ſagen darüber nichts. Das ſchließt aber nicht aus, daß hier eine richtige Erinnerung vorliegt.

9) Ebenſo wie der folgende Nachruf aus ſeinem Lebenslauf Ny. P A II R 7, 34.

10) VII. Anhang zum Geſangbuch von 1735, Nr. 1216, 10 und 1217, 1.

Literatur

Nachrichten aus der Brüdergemeine 1836, 474—504.

R. Vormbaum, Evang. Miſſionsgeſchichte in Biographien IV, 1. 2: Georg Schmidt. 1858.

R. Kölbing, Georg Schmidt. Allgemeine Miſſions-Zeitſchrift 1888, Beibl. 1.

H. G. Schneider, Gnadenthal. 1. Teil. 1892.

— Georg Schmidt. Genadental 1887.

— Geschied-Verhaal van Genadental. 1893.

A. Thompson, Moravian Missions. Twelve Lectures. 1882.

Ad. Schulze, Abriß einer Geſchichte der Brüdermiſſion. 1901.

J. du Plessis, B. A., A History of Christian Missions in South Africa. 1911.

D. Julius Richter, Geſchichte der evangeliſchen Miſſion in Afrika. 1922.